Miniatur = Bibliothek
der
Deutſchen Claſſiker.

Neunzigſte Lieferung.

Moſes Mendelſohn's Phådon.

Erſter Theil.

130

M. MENDELSSOHN

Miniatur-Bibliothek

der

Deutſchen Claſſiker.

Moſes Mendelsſohn's Phädon.

Erſter Theil.

Hildburghauſen u. New-York.
Druck u. Verlag vom Bibliographiſchen Inſtitut.
1830.

Miniatur-Bibliothek

der

Deutſchen Claſſiker.

Moſes Mendelsſohn's

Phädon.

Erſter Theil.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Hildburghauſen u. New-York.

Druck u. Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts.

1830.

Phädon

oder über

die Unſterblichkeit der Seele.

Von

Moſes Mendelsſohn.

Vollſtändige Miniatur-Ausgabe.

Mit Biographie und Portrait.

Hildburghauſen u. New-York.
Druck u. Verlag vom Bibliographiſchen Inſtitut.
1830.

Biographiſches Vorwort.

Moſes Mendelsſohn.

Geboren 12. Sept. 1729, — Geſtorben 1786.

Moſes Mendelsſohn erſcheint uns erſt dann in ſeiner vollen Größe, wenn wir die Hinderniſſe betrachten, die ihm Geburt und Verhältniſſe in den Weg legten, — Hinderniſſe, die jedes gewöhnliche Talent erſticken und ſelbſt ſeltne Anlagen drücken und für immer ihrer vollen Blüthe berauben zu müſſen

ſchienen. Zu Deſſau von jüdiſchen Eltern geboren, erhielt Mendelsſohn ſeinen erſten Unterricht, der gleich im Hebräiſchen und in talmudiſcher Gelehrſamkeit beſtand, von ſeinem eignen Vater, welcher Schulmeiſter und Sopher oder Zehngebotſchreiber bei der dortigen iſraelitiſchen Gemeinde war. Er, deſſen Schriften einſt Muſter eines leichten, fließenden deutſchen Styls ſein ſollten, verbrachte ſeine erſten Jugendiahre mit der Erlernung einer erſtorbenen, nur in Bruchſtükken uns noch übrigen Sprache, die ihm noch dazu nach der abgeſchmackten, aller Principien entbehrenden Lehrart hebräiſcher Weiſen beigebracht wurden, — Er, deſſen hoher Geiſt einſt die tiefſten Wahrheiten menſchlicher Erkenntniß klar und einfach erfaſſen und klar und einfach der Welt darlegen ſollte, mußte vorher erſt ſeinem jugendlichen Gemüthe alle lächerliche Spitzfindigkeiten und alberne Fabeleien rabbiniſcher Philoſophen einprägen laſſen. Welche Stärke mußte ein Geiſt beſitzen, der, von ſolchem Unterricht nicht erdrückt, unverſehrt durch

ſolchen Wuſt ſich durcharbeite und ſich empor-rang zur lichten Höhe reiner, himmliſcher Erkenntniß! —

Doch nicht blos der erſte Unterricht, Dürftigkeit auch und Kränklichkeit ſtand ſeinem Streben entgegen; des Maimonides berühmtes Werk, More Nebochim (Führer der Irrenden) hatte er ſo eifrig ſtudirt, daß ein gekrümmtes Rückgrad und eine geſchwächte Geſundheit ihm für immer als Zeichen blieb ſeines Fleißes und unermüdeten Strebens; doch war es gerade dieſes Buch, was zuerſt ſeine Denkkraft weckte und nährte. 1742 wanderte er nach Berlin, und ward hier mit mehreren ſcharfſinnigen Denkern ſeiner Nation bekannt, deren Anweiſung und Unterricht der lernbegierige Jüngling, von ſeinen wohlthätigen Glaubensverwandten unterſtützt, eifrig benutzte. Beſonders hatte ein verfolgter, bedrängter jüdiſcher Mathematikus, der ihm Euklids Elemente in hebräiſcher Ueberſetzung in die Hand gab, Iſrael Moſes nämlich, großen Einfluß

auf ihn; andere ermunterten ihn zum Studium der alten und neueren Sprachen Bald verbeſſerte ſich auch ſeine bedrängte äußere Lage, da er im Hauſe eines reichen Seidenfabrikanten ſeiner Nation Hauslehrer, dann Aufſeher, Faktor und ſelbſt Theilnehmer der Fabrik wurde; was konnte aber in intellektueller Hinſicht ihm glücklicheres widerfahren, als bekannt zu werden mit dem eminenten Denker, mit dem vorurtheilsfreien Beurtheiler aller Kunſt und Wiſſenſchaft, mit dem ſcharfſichtigſten Erforſcher göttlicher und menſchlicher Dinge, mit dem großen Leſſing! Ein ſolcher Führer (er lernte ihn 1754 kennen) entſchädigte für vernachläſſigte Jugendbildung, entſchädigte für Nationalvorurtheile und Beengung und Druck der häuslichen Verhältniſſe.

Alsbald zeigten ſich die Früchte dieſer neuen Bekanntſchaft; der hebräiſche Philoſoph ſchrieb jetzt die Briefe über die Empfindungen und in deutſcher Spra-

che, ward Mitarbeiter an gelehrten Zeitſchriften, ſogar an der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek, und trat dann als Verfaſſer von Werken auf, die, in alle lebende Sprachen überſezt, ſeinen Ruhm weit über die Gränzen Deutſchlands hinaustrugen. Nicht ſowohl als Orginalphiloſoph, mehr als Eklektiker, deſſen Geiſt das Wahre aufnahm, wo er es fand, und es ordnete und läuterte, zeichnete er ſich aus; immer aber war er verehrungswürdig durch die unbeſcholtenſte Rechtſchaffenheit, und durch ſtets ſich gleichbleidende Beſcheidenheit, welche leztere Tugend ihn indeß nicht hinderte, unzarte und dringende Vorſtellungen und Aufforderungen eifriger Religionswerber, wenn auch auf eine feine, ſo doch beſtimmte Art zurückzuweiſen. Er, der von Sokrates Weisheit ſich ganz durchdrungen hatte, der ſie verherrlichte und erhöhte durch alles, was das Chriſtenthum Göttliches und Beruhigendes lehrt, — Er hütete ſich wohl, ſich den freien Geiſt durch Menſchenſatzungen und alte und veraltete Glaubensnormen feſſeln

zu laſſen. Doch nicht nur von ſich, auch von ſeinem Freunde Leſſing, wußte er dergleichen Zionswächter abzuhalten, die den großen Mann nach ſeinem Tode anzufallen und zu verketzern ſich ermuthigten. Er vertheidigte ihn gegen den Verdacht des Spinozismus in dem Buche: Moses Mendelssohn an die Freunde Leſſings; — Er der jüdiſche Weiſe den chriſtlichen Denker gegen ſeine chriſtlichen Glaubensgenoſſen! Doch beſchleunigten ſolche Streitigkeiten die Auflöſung ſeines ſchwächlichen Körpers. Außer den genannten Schriften erwähnen wir noch von ihm: Jeruſalem, oder über religiöſe Macht und Judenthum, — Morgenſtunden, und beſonders ſeinen Dialog Phädon oder über die Unſterblichkeit der Seele, den er Plato nachbildete. — In dieſem Dialoge finden wir Sokrates ganze Kunſt, durch naive, mit allem Reiz bekleidete Unterredung, die wirren, dunklen Begriffe und Vorſtellungen ſeiner Schüler zu entwickeln, und gleichſam zu Tage zu fördern, — in aller Vollkommenheit

wieder, aber die Beweiſe für die Wahrheit der hohen Lehren, wie ſehr gewinnen ſie an Kraft und Haltbarkeit durch den hohen Geiſt des jüdiſchen Weltweiſen, der, ob er auch den Namen eines Schülers Chriſti ablehnte, dennoch, was er vortrug, im Geiſte vortrug des Gottmenſchen, und mit dem Lichte ſeiner Offenbarung erfüllt war in Lehre und Wandel.

Phädon,

oder

über die Unſterblichkeit der Seele.

Echekrates, Phädon, Apollodorus, Sokrates, Cebes, Kriton, Simmias.

Erſtes Geſpräch.

Echekrates.

Warſt du ſelbſt, mein Phädon, denſelben Tag beim Sokrates, als er im Kerker das Gift zu ſich nahm; oder hat es dir jemand erzählt?

Phädon.

Ich ſelbſt, Echekrates, war da

Echekrates.

Was waren denn des Mannes letzte Reden? Wie verſchied er? Ich möchte dieſes ſo gern erzählen hören. Keiner von unſern Phliaſiſchen Burgern reiſet jetzt ſehr oft nach Athen, und auch von daher hat uns ſchon lange niemand beſucht, der uns dergleichen Nachrichten hätte überbringen können. So viel haben wir vernommen: Sokrates hat Gift getrunken und iſt geſtorben; nicht den geringſten Umſtand mehr.

Phädon.

Nichts von ſeiner Verurtheilung?

Echekrates.

O ja, das hat uns jemand erzählt. Wir verwunderten uns noch, daß man ihn, nachdem er bereits verurtheilt geweſen, noch ſo lange hat leben laſſen. Wie kam dieſes, Phädon?

Phädon.

Ganz von ungefähr, Echekrates! Es traf ſich eben, daß das Schiff, welches die Athenienſer jährlich nach Delos zu ſchicken pflegen, den Tag vor ſeiner Verurtheilung bekränzt wurde.

Echekrates.

Und was iſt das fur ein Schiff?

Phädon.

Daſſelbe, wie die Athenienſer ſagen, in welchem einſt Theſeus die ſieben Paar

Kinder nach Kreta geführt, die er allda, ſowohl als ſich ſelbſt, beim Leben erhalten hat. Die Stadt ſoll, wie es heißt, dem Apollo damals das Gelübde gethan haben, wenn die jungen Leute leben bleiben würden, ihm jährlich in dieſem Schiffe ſtattliche Geſchenke nach Delos zu ſchicken; und ſeit der Zeit hat man dem Gotte noch immer Wort gehalten.

Wenn das heilige Schiff abgehen ſoll, ſo behänget der Prieſter des Apollo das Hindertheil deſſelben mit Kränzen, und ſofort nimmt die Feier der Theorie ihren Anfang. Dieſes Feſt dauert ſo lange, bis das Schiff zu Delos angelangt und von da wieder zurück gekommen iſt: binnen welcher Zeit die Stadt von allem Blutvergießen rein gehalten wird, und nach dem Geſetze niemand öffentlich hingerichtet werden darf. Wenn das Schiff von widrigen Winden aufgehalten wird, ſo können die Verurtheilten hierdurch lange Friſt gewinnen.

Der Zufall nun fügte es, wie ich ſchon geſagt, daß die Bekränzung des Schiffes einen Tag vorher geſchah, ehe Sokrates verurtheilt worden, und darum verſtrich eine ſo geraume Zeit zwiſchen ſeiner Verurtheilung und ſeinem Tode.

Echekrates.

Aber den letzten Tag, Phädon, wie ging es da? Was hat er geſprochen? was hat er

gethan? Welche Freunde waren in der Todesſtunde bei ihm? oder wollten die Archonten niemanden zu ihm laſſen? und verſchied er, ohne einen Freund um ſich zu haben?

Phädon.

Keineswegés! es waren ihrer viele zugegen.

Echekrates.

Entſchlieſze dich immer, lieber Phädon, uns alles umſtandlich zu erzählen, wenn dich keine Geſchäfte abhalten.

Phädon.

Ich habe jezt Muſze, und werde euch ſuchen Genüge zu leiſten. Mir iſt nichts angenehmer als meines Sokrates mich zu erinnern, von ihm zu reden oder reden zu hören.

Echekrates.

Und deine Zuhörer, Phädon, ſind der nämlichen Geſinnung. Erzahle alſo alles, ſo genau und ſo umſtandlich, als es dir möglich iſt.

Phädon.

Ich war zugegen, Freund, aber mir war wunderbar zu Muthe. Ich fühlte kein Mitleid, kein ſolches Beklemmen, als wir zu empfinden pflegen, wenn ein Freund in unſern Armen erblaſſt. Der Mann ſchien mir glückſelig, beneidenswerth Echekrates! So ſanft, ſo ruhig war ſein Betragen in der Todesſtunde, ſo gelaſſen waren ſeine letzten Worte, ſein Thun dünkte mich, nicht wie eines Menſchen, der vor ſeiner Zeit zu den Schatten des

Orkus hinunter wandelt; ſondern wie eines Unſterblichen, der verſichert iſt, da, wo er hinkömmt ſo gluckſelig zu ſein, als je einer gewesen. Wie konnte ich alſo die banzen Empfindungen haben, mit welchen der Anblick eines gemeinen Sterbenden unſer Gemüth zu verwunden pflegt? — Gleichwohl hatten die philoſophiſchen Unterredungen unſers Lehrers damals die reine Wollust nicht, die wir von ihnen gewohnt waren. Wir empfanden eine ſeltſame, nie gefuhlte Miſchung von Luſt und Bitterkeit; denn das Vergnügen ward beſtändig von der nagenden Empfindung unterbrochen: Bald werden wir ihn auf ewig verlieren!

Wir Anweſenden befanden uns alle in dieſem ſonderbaren Gemüthszuſtande, und die entgegengeſetzten Wirkungen deſſelben zeigten ſich gar bald eben ſo ſonderbar auf unſern Geſichtern. Man ſah uns jetzt lachen, jetzt Thränen vergießen, und öfters zugleich ein Lächeln um die Lippen, und heiße Zähren in den Augen. Jedoch übertraf Apollodorus hierin uns alle. Du kennſt ihn, und ſein weichmüthiges Weſen.

Echekrates.

Wie ſollte ich ihn nicht kennen?

Phädon.

Dieſer machte die ſeltſamſten Bewegungen. Er empfand alles weit feuriger, war entzückt,

wo wir lächelten, und wo uns die Augen wie bethauet waren, da ſchwamm er in Zähren. Wir wurden durch ihn faſt mehr gerührt, als durch den Anblick unſers ſterbenden Freundes.

Echekrates.

Wer waren denn die Anweſenden alle?

Phädon.

Von den hieſigen Stadtleuten: Apollodorus, Kritobolus und ſein Vater Kriton, Hermogenes, Epigenes, Aeſchines, Antiſthenes, Kteſippus Menexenus, und noch einige andere. Plato, glaube ich, war krank.

Echekrates.

Waren auch Fremde zugegen?

Phädon.

Ja! aus Theben: Simmias, Cebes, und Phädondes; und aus Megara: Euklides und Terpſion.

Echekrates.

Wie? waren denn Ariſtippus und Kleombrotus nicht da?

Phädon.

Nein! dieſe ſollen ſich damals zu Aegina aufgehalten haben.

Echekrates.

Sonſt war alſo niemand dabei?

Phädon.

Ich weiß mich auf keinen mehr zu beſinnen.

Echekrates.

Nun, mein Lieber! was für Unterredungen ſind dabei vorgefallen?

Phädon.

Ich werde dir alles vom Anfange bis zum Ende erzählen.

Wir waren gewohnt, ſo lange Sokrates im Gefängniſſe ſaß, ihn täglich zu beſuchen. Wir pflegten zu dieſem Ende in der Gerichtsſtube zuſammen zu kommen, in welcher das Urtheil über ihn geſprochen worden, (denn dieſe iſt ſehr nahe am Gefängniſſe), und da uns ſo lange mit Geſprächen zu unterhalten, bis die Kerkerthür aufgethan ward, welches denn gewöhnlich nicht ſehr früh geſchah. Sobald dieſe aufging, begaben wir uns zum Sokrates, und brachten mehrentheils den ganzen Tag bei ihm zu. Den letzten Morgen fanden wir uns früher als gewöhnlich ein: denn wir erfuhren Abends vorher, als wir nach Hauſe gingen, daß das Schiff von Delos angekommen ſei, und beſchloſſen, das leztemal uns ſo früh als möglich einzuſtellen.

Als wir zuſammen waren, kam uns der Schließer, der die Kerkerthür zu öffnen pflegte, entgegen, bat uns, zu verziehen, und nicht hinein zu gehen, bis er rufen würde. Denn die Eilf Männer, ſprach er, nehmen jezt dem Sokrates die Feſſeln ab, und melden

ihm, daß er heute ſterben müſſe. Nicht lange hernach kam er, uns zu rufen. Als wir hinein gingen, fanden wir den ſo eben losgebundenen Sokrates auf dem Bette liegen; Xanthippe, du kenneſt ſie, ſaß neben ihm in ſtiller Betrübniß, und hielt ihr Kind auf dem Schooße. Als ſie uns erblickte, fing ſie an, nach Weiberart, überlaut zu jammern. Ach! Sokrates! dich ſehen heute deine Freunde, und du ſie, zum letztenmale! und ein Strom von Thränen folgte auf dieſe Worte. Sokrates wendete ſich zum Kriton und ſprach: Freund' laß ſie nach Hauſe bringen. — Kritons Bediente führten ſie hinweg: ſie ging und heulte, und zerſchlug ſich jammerlich die Bruſt.

Wir ſtanden wie betäubt. Endlich richtete ſich Sokrates im Bette auf, krummete das Bein, das vorhin gefeſſelt war, und indem er daſſelbe mit der Hand rieb, ſprach er: O meine Freunde, welch' ein ſeltſames Ding ſcheinet das zu ſein, was die Menſchen Angenehm nennen! wie wunderbar! Dem erſten Anblick nach iſt es dem Unangenehmen entgegen geſetzt, indem keine Sache dem Menſchen zu gleicher Zeit angenehm und unangenehm ſein kann: und dennoch kann niemand eine von dieſen Empfindungen durch die Sinne erlangen, ohne unmittelbar darauf die entgegengeſetzte zu fühlen, als wenn ſie an beiden

Enden aneinander befeſtigt wären. Hätte Aeſopus dieſes bemerkt, fuhr er fort, ſo hätte er vielleicht folgende Fabel gedichtet. „Die Götter wollten die ſtreitenden Empfindungen mit einander vereinigen; als aber dieſes ſich nicht thun ließ, knüpften ſie dieſelben an beiden Enden zuſammen, und ſeit der Zeit folgen ſie ſich einander beſtändig auf dem Fuße nach.“ So ergeht es mir auch itzt. Die Feſſeln hatten mir Schmerzen verurſacht, und itzt, da ſie hinweg ſind, folgt die angenehme Empfindung nach.

Beim Jupiter! ergriff Cebes das Wort: Gut, daß du mich erinnerſt, Sokrates! Du ſollſt, wie man ſagt, hier im Gefängniſſe einige Gedichte verfertigt, nämlich Aeſopiſche Fabeln poetiſch ausgeführt, und eine Hymne an den Apollo aufgeſetzt haben. Nun fragen mich viele, hauptſächlich der Dichter Evenus: was dich hier auf die Gedanken gebracht, Gedichte zu verfertigen, da du doch ſolches vorher niemals gethan? Soll ich dem Evenus Beſcheid geben, wenn er mich wieder fragt (und fragen wird er gewiß): ſo ſage mir, was ich ihm antworten ſoll.

Sage ihm, o Cebes! erwiederte Sokrates, nichts als die Wahrheit; daß ich dieſe Gedichte keineswegs in der Abſicht verfertigt, ihm in der Dichtkunſt den Rang abzulaufen! denn ich weiß, wie ſchwer dieſes iſt;

ſondern bloß um eines Traumes willen, dem ich mir vorgenommen, in allen möglichen Bedeutungen nachzuleben und daher auch in dieſer Art von Muſik, in der Dichtkunſt, meine Kräfte zu verſuchen. Die Sache verhält ſich aber folgendergeſtalt. Ich hatte in vergangenen Zeiten ſehr oft einen Traum, der mir unter vielerlei Geſtalt erſchien, aber immer eben denſelben Befehl gab: Sokrates, befleißige dich der Muſik und übe ſie aus! Bisher hielt ich dieſe Ermahnung blos für eine Aufmunterung und Anfriſchung, wie man ſie den Wettläufern nachzurufen pflegt. Der Traum, dachte ich, will mir nichts neues zu thun befehlen: denn die Weltweisheit iſt ja die vortrefflichſte Muſik, und dieſer habe ich mich ſtets befliſſen; er will alſo blos meinen Eifer, meine Liebe zur Weisheit anfeuern, damit ſie nicht erkalte. Nunmehr aber, nachdem das Urtheil über mich geſprochen worden, und das Feſt des Apollo meinen Tod eine Zeitlang aufgeſchoben, kam mir der Gedanke ein: ob mir nicht vielleicht befohlen würde, der gemeinen Muſik obzuliegen, und ich hatte Muße genug, dieſen Gedanken nicht fruchtlos verſchwinden zu laſſen. Ich machte den Anfang mit einem Lobgeſange auf den Gott, deſſen Feſt damals gefeiert ward. Allein mir fiel nachher bei, daß, wer Poet ſein will, Erdichtungen, und nicht Ver-

kunftſätze behandeln müſſe, daß aber ein Lobgeſang keine Erdichtungen enthalte. Da ich nun ſelbſt keine Gabe zu dichten beſitze; ſo bediente ich mich der Erfindungen Anderer, und brachte einige Fabeln des Aeſopus, die mir zuerſt vor die Hand kamen, in Verſe. — Dieſes kannſt du, mein Cebes, dem Evenus antworten. Entbiete ihm auch meinen Gruß, und wenn er weiſe iſt, ſo mag er mir bald folgen. Ich werde, allem Anſehen nach, auf Befehl der Athenienſer noch heute abreiſen.

Und dieſes wünſcheſt du dem Evenus? fragte Simmias. Ich kenne dieſen Mann ſehr gut, und ſoviel ich von ihm urtheilen kann, dürfte er dir für dieſen Wunſch ſchlechten Dank wiſſen. — Wie? verſetzte jener: iſt denn Evenus kein Weltweiſer? Mich dünkt, ja, ſprach Simmias. Nun ſo wird er mir gewiß gerne folgen, erwiederte Sokrates; er, und jedermann, der dieſen Namen verdient. Er wird zwar nicht ſelbſt Hand an ſich legen: denn dieſes iſt unerlaubt, wie einem jeden bekannt iſt. — Indem er dieſes ſagte, ließ er beide Füße vom Bette auf die Erde herab, um in dieſer Stellung die Unterredung fortzuſetzen. Cebes fragte: Wie iſt dieſes zu verſtehen, Sokrates? Es iſt nicht erlaubt, ſagſt du, ſich ſelbſt zu entleiben; und dennoch ſoll

jeder Weltweiſe einem Sterbenden gerne nachfolgen?

Wie? Cebes! ſprach Sokrates: du und Simmias, Ihr habet beide den Weltweiſen Philolaus gehört; hat er denn euch niemals hievon etwas geſagt?

Nichts Ausführliches, mein Sokrates!

Nun gut! Ich habe verſchiedenes von der Sache gehört, und will euch ſolches gerne mittheilen. Mich dünkt, wer reiſen will, habe Urſache, ſich nach der Beſchaffenheit des Landes, wohin er zu kommen gedenkt, wohl zu erkundigen, um ſich einen richtigen Begriff davon zu machen. Dieſe Unterredung iſt alſo meinen jetzigen Umſtänden angemeſſen, und was könnte man auch den heutigen Tag bis Sonnenuntergang Wichtigeres vornehmen?

Wodurch beweiſt man, fragte Cebes, daß der Selbſtmord unerlaubt ſei? Philolaus und andre Lehrer haben mir zwar vielfältig eingeſchärft, daß er verboten ſei, aber mehr hat mir niemand davon beigebracht.

Wohlan! laß uns verſuchen, ob wir nicht ein mehreres davon herausbringen können. Was meineſt du, Cebes? Ich behaupte, daß der Selbſtmord ſchlechterdings in allen möglichen Umſtänden unerlaubt ſei. Wir wiſſen, es giebt Leute, für welche es beſſer wäre, geſtorben zu ſein, als zu leben. Nun dürfte es

dich befremden, daß die Heiligkeit der Sitten auch von dieſen Unglücklichen fordern ſollte, ſich nicht ſelbſt wohl zu thun, ſondern eine andere wohlthätige Hand abzuwarten.

Das mag eine Stimme vom Jupiter erklären! antwortete Cebes lächelnd.

Und gleichwohl iſt es ſo ſchwer nicht, dieſe anſcheinende Ungereimtheit durch Gründe zu tilgen. Was man in den Geheimniſſen zu ſagen pflegt, daß wir Menſchen hienieden wie die Schildwachen ausgeſtellet wären, und alſo unſere Poſten nicht verlaſſen dürften, bis wir abgelöſet würden, iſt zwar nicht ohne Grund, durfte aber ſo leicht nicht begriffen werden. Allein ich habe einige Vernunftgründe, die nicht ſchwer zu faſſen ſind. Ich glaube als ausgemacht vorausſetzen zu können: die Götter (laßt mich jetzt ſagen Gott; den wen habe ich zu ſcheuen?) Gott iſt unſer Eigenthumsherr, wir ſind ſein Eigenthum, und ſeine Vorſehung beſorgt unſer Beſtes. Sind dieſe Sätze nicht deutlich?

Sehr deutlich, ſprach Cebes.

Ein Leibeigener, der unter der Vorſorge eines gütigen Herrn ſtehet, handelt ſträflich, wenn er ſich den Abſichten deſſelben widerſetzt. Nicht?

Allerdings!

Vielmehr, wenn ein Funke von Rechtſchaffenheit in ſeinem Buſen glimmt, muß es ihm eine wahre Freude ſein, die Wünſche ſeines Gebieters durch ſich erfüllt zu ſehen; und um ſo mehr, wenn er von der Geſinnung ſeines Herrn überzeugt iſt, daß ſein eignes Beſte an dieſen Wünſchen Theil hat.

Unvergleichlich! mein Sokrates!

Aber wie, Cebes? Als der unerſchaffne Werkmeiſter den künſtlichen Bau des menſchlichen Leibes wirkte, und ein vernünftiges Weſen hinein ſetzte, hatte er da böſe oder gute Abſichten?

Ohne Zweifel gute.

Denn er müßte ſein Weſen, die ſelbſtſtändige Gute verleugnen, wenn er mit ſeinem Thun und Laſſen böſe Abſichten verknüpfen könnte; und was iſt ein Gott, der ſein Weſen verleugnen kann?

Ein Unding, Sokrates! ein fabelhafter Gott, dem das leichtgläubige Volk wandelbare Geſtalten andichtet. Ich erinnere mich der Gründe gar wohl, mit welchen du bei einer andern Gelegenheit dieſen läſterlichen Irrthum beſtritteſt.

Derſelbe Gott, Cebes! der den Leib gebauet, hat ihn auch mit Kräften ausgerüſtet, die ihn ſtärken, erhalten und vor allzufrühem Untergange bewahren. Wollen wir auch die-

ſen Erhaltungskräften höchſt gütige Abſichten zum Ziele ſetzen?

Wie könnten wir anders?

Als treugeſinnten Leibeigenen alſo muß es uns eine heilige Pflicht ſein, die Abſichten unſers Eigenthumsherren zu ihrer Reife gedeihen zu laſſen, ſie nicht gewaltſamer Weiſe in ihrem Laufe zu hemmen; ſondern vielmehr alle unſere freiwilligen Handlungen mit denſelben auf das vollkommenſte übereinſtimmen zu laſſen.

Darum habe ich geſagt, mein lieber Cebes, daß die Weltweisheit die trefflichſte Muſik ſei: denn ſie lehret uns, unſere Gedanken und Handlungen ſo einzurichten, daß ſie, ſo viel uns möglich iſt, mit den Abſichten des allerhöchſten Eigenthumsherrn vollkommen übereinſtimmen. Iſt nun die Muſik eine Wiſſenſchaft, das Schwache mit dem Starken, das Rauhe mit dem Sanften, und das Unangenehme mit dem Angenehmen in eine Harmonie zu bringen: ſo kann gewiß keine Muſik herrlicher und vortrefflicher ſein, als die Weltweisheit, die uns lehret, nicht nur unſere Gedanken und Handlungen unter ſich, ſondern auch die Handlungen des Endlichen mit den Abſichten des Unendlichen, und die Gedanken des Erdbewohners mit den Gedanken des Allwiſſenden in eine große und wundervolle Harmonie zu ſtimmen. — O Cebes!

und der verwegene Sterbliche ſollte ſich erdreiſten, dieſe entzückende Harmonie zu zerſtören?

Er würde den Abſcheu der Götter und Menſchen verdienen, mein geliebteſter Sokrates!

Sage mir aber auch dieſes, mein Trauter? Sind die Kräfte der Natur nicht Diener der Gottheit, die ihre Befehle vollſtrecken?

Allerdings!

Sie ſind alſo auch Wahrſager, die uns den Willen und die Abſichten der Gottheit weit richtiger verkündigen, als die Eingeweide der Schlachtopfer; denn das iſt unſtreitig ein Rathſchluß des Allerhöchſten, wohin die von ihm erſchaffenen Kräfte abzielen. Nicht?

Wer kann dieſes leugnen?

So lange uns alſo dieſe Wahrſager andeuten, daß die Erhaltung unſers Lebens zu den Abſichten Gottes gehöre, ſind wir verpflichtet, unſere freien Handlungen denſelben gemäß einzurichten, und haben weder Fug noch Recht, den Erhaltungskräften unſerer Natur Gewalt entgegenzuſetzen, und die Diener der oberſten Weisheit in ihrer Verrichtung zu ſtören. Dieſe Schuldigkeit liegt uns ſo lange ob, bis Gott uns durch eben dieſelben Wahrſager den ausdrücklichen Befehl zuſchickt, dieſes Leben zu verlaſſen, ſo wie er ihn mir heute zugeſchickt hat.

Ich bin völlig überzeugt, ſprach Cebes. Al-

lein nun begreiffe ich um viel weniger, mein lieber Sokrates! wie du vorhin haſt ſagen können, ein jeder Weltweiſer müſſe einem Sterbenden gerne folgen wollen. Iſt dieſes wahr, was du itzt behaupteſt, daß wir ein Eigenthum Gottes ſind, und daß derſelbe unſer Beſtes beſorget; ſo ſcheint jener Satz ungereimt. Wie? ſoll ein vernünftiger Mann ſich nicht betrüben, wenn er die Dienſte eines Oberherrn verlaſſen muß, der ſein beſter und gütigſter Verſorger iſt? Und wenn er auch hoffen könnte, durch den Tod frei, und ſein eigener Herr zu werden; wie kann der unverſtändige Mündel ſich ſchmeicheln, unter ſeiner eigenen Anführung beſſer zu ſtehen, als unter der Anführung des allerweiſeſten Vormundes? Ich ſollte meinen, es ſei vielmehr ein großer Unverſtand, wenn man ſich durchaus in Freiheit ſetzen, und auch den beſten Oberherrn nicht über ſich leiden will. Wer Vernunft beſitzt, wird ſich allezeit mit Vergnügen der Aufſicht eines Andern unterwerfen, dem er beſſere Einſichten zutrauet als ſich ſelbſt. Ich würde alſo gerade das Gegentheil von deiner Meinung herausbringen. Der Weiſe, würde ich ſagen, müſſe ſich betrüben, der Thor aber freuen, wenn er ſterben ſoll.

Sokrates hörte ihm aufmerkſam zu, und ſchien ſich an ſeiner Scharfſinnigkeit zu ergözzen. Sodann kehrte er ſich zu uns, und ſprach:

Cebes kann ſchon einem zu ſchaffen machen, der wider ihn etwas behaupten will. Er hat beſtändig Ausflüchte.

Allein dieſesmal, ſprach Simmias, ſcheinet Cebes nicht Unrecht zu haben, mein lieber Sokrates! In der That, wodurch kann ein Weiſer bewogen werden, ſich ohne Mißvergnügen der gütigen Vorſorge des allweiſeſten Aufſehers zu entziehen? — Und wo mir recht iſt, Sokrates, ſo zielet Cebes mit ſeinen Einwürfen eigentlich wider deine itzige Aufführung, der du ſo gelaſſen, ſo willig, nicht nur uns alle verläſſeſt, denen dein Tod ſo ſchmerzlich fällt, ſondern dich auch der Aufſicht und Vorſorge eines ſolchen Beherrſchers entäußerſt, den du uns als das weiſeſte und gütigſte Weſen zu verehren gelehret haſt.

So? ſprach Sokrates: man hat mich angeklaget, wie ich höre? Ich werde mich alſo förmlich vertheidigen müſſen?

Allerdings' ſprach Simmias.

Gut! verſetzte Sokrates: ich will mich bemühen, meine jetzige Schutzrede beſſer einzurichten, als die, welche ich vor meinen Richtern gehalten habe.

Höre, Simmias! und du, Cebes! Hätte ich nicht Hoffnung, da, wo ich hinkomme, erſtlich immer noch unter demſelben gütigſten Verſorger zu ſtehen, und zweitens die Seelen der Verſtorbenen anzutreffen, deren Umgang aller

Freundſchaft hienieden vorzuziehen iſt: ſo wäre es freilich eine Thorheit, den Tod ſo wenig zu achten, und ihm willig in die Arme zu rennen. So aber habe ich die allertröſtlichſten Hoffnungen, daß mir beides nicht entſtehen wird. Das letztere aber getraue ich mir nicht mit aller Gewißheit zu behaupten; aber daß die Vorſehung Gottes auch noch über mich walten werde, dieſes, Freunde! behaupte ich ſo zuverſichtlich, ſo gewiß, als ich in meinem Leben etwas behauptet habe. Darum betrübt es mich auch nicht, daß ich verſcheiden ſoll; denn ich weiß, daß mit dem Tode noch nicht alles für uns aus iſt. Es folgt ein anderes Leben, und zwar ein ſolches, das, wie die alte Sage verſichert, für Tugendhafte weit glückſeliger ſein wird als für Laſterhafte.

Wie das? ſprach Simmias, mein lieber Sokrates! willſt du dieſe heilſame Verſicherung im Innerſten deiner Seele verſchloſſen mitnehmen? oder auch uns eine Lehre gönnen, die ſo viel Tröſtliches hat? Es iſt billig, ſeinen Freunden ein ſo herrliches Gut mitzutheilen, und wenn du von deiner Meinung überzeugſt, ſo iſt auch deine Schutzrede fertig.

Ich will es verſuchen, verſetzte er. Doch laßt uns erſt den Kriton hören, der ſchon lange etwas ſagen zu wollen ſcheint.

Ich? nichts, mein Lieber! erwiederte Kri-

ton. Nur der Mann hier, der dir das Gift bringen ſoll, läßt mir keine Ruhe; ich ſoll dich bitten, nicht ſo viel zu reden. Man erhitzt ſich ſo ſehr, ſpricht er, und dann wirkt der Trank ſo gut nicht. Er hätte ſchon öfters einen zweiten oder dritten Gifttrank bereiten müſſen, für Leute, die ſich das Reden nicht hätten verwehren laſſen.

Laß ihn, im Namen der Götter! ſprach Sokrates, hingehen und ſein Amt verſehen. Er halte den zweiten Gifttrank bereit, oder den dritten, wenn er meint.

Dieſe Antwort hatte ich vermuthet, ſprach Kriton; allein der Menſch will nicht ablaſſen.

O laß ihn! verſetzte Sokrates. Ich habe hier meinen Richtern Rechenſchaft zu geben, warum ein Menſch, der in der Liebe zur Weisheit grau geworden, in den letzten Stunden fröhlichen Muths ſein müſſe, indem er ſich nach dem Tode die größte Seligkeit zu verſprechen hat. Mit welchem Grunde, Simmias und Cebes, ich dieſes behaupte, will ich zu erklären ſuchen. —

Das, meine Freunde, wiſſen vielleicht die Wenigſten daß, wer ſich der Liebe zur Weisheit wahrhaftig ergeben, ſeine ganze Lebenszeit dazu anwendet, mit dem Tode vertrauter zu werden, ſterben zu lernen. Iſt aber dieſes: welch eine Ungereimtheit wäre es nicht, in ſeinem ganzen Leben, alle Wünſche, alle

Bemühungen nach einem einzigen Ziele zu lenken, und ſich doch zu betrüben, wenn das längſt erwünſchte Ziel endlich erreicht wird.

Simmias lachte. Bei'm Jupiter! ſprach er, Sokrates, ich muß lachen, ſo wenig ich auch dazu aufgelegt bin. Was du hier ſagſt, dürfte das Volk nicht ſo leicht befremden, als du meinſt. Das hieſige insbeſondere könnte dir ſagen, wie ſie gar wohl wüßten, daß die Weltweiſen ſterben lernen wollten, daher ſie ihnen auch das widerfahren ließen, was ſie verdienten, und wonach ſie ſich ſehnten.

Ich würde ihnen alles einräumen, Simmias, nur das nicht, daß ſie es einſehen. Sie wiſſen nicht, was der Tod iſt, nach dem die Weltweiſen ſich ſehnen, und in wie weit ſie ihn verdienen. Doch was gehen uns jene an? Ich rede jetzt mit meinen Freunden.

Iſt der Tod nicht etwas, das ſich beſchreiben und erklären läßt?

Freilich! verſetzte Simmias.

Iſt er aber etwas anders als eine Trennung des Leibes und der Seele? Sterben nämlich, heißt dieß nicht, wenn die Seele den Leib und der Leib die Seele dergeſtalt verläßt, daß ſie keine Gemeinſchaft untereinander mehr haben, und jedes für ſich bleibt? Oder weißt du deutlicher anzuzeigen, was der Tod ſei?

Nein! mein Lieber!

Ueberlege einmal, Freund! ob es dir auch ſo vorkommt, wie mir. Was meinſt du? wird der wahre Liebhaber der Weisheit den ſogenannten Wollüſten nachhangen und nach köſtlichen Speiſen und Getränken ſo ſonderlich ſtreben?

Nichts weniger, antwortete Simmias.

Wird er der Liebe ergeben ſein?

Eben ſo wenig!

Und in Anſehung der übrigen Leibesbequemlichkeiten? Wird er z. B. in ſeinen Kleidern auf Pracht und Ueppigkeit ſehen, oder wird er ſich mit dem Nothwendigen begnügen, und das Ueberflüſſige nicht achten?

Was man entbehren kann, ſprach jener, macht dem Weiſen keine Sorgen.

Wollen wir nicht überhaupt ſagen, fuhr Sokrates fort, der Weltweiſe ſucht ſich aller unnöthigen Leibesſorgen zu entſchlagen, um mit mehrerer Achtſamkeit der Seele warten zu können?

Warum nicht?

Er unterſcheidet ſich alſo ſchon hierin von den übrigen Menſchen, daß er ſein Gemüth nicht ganz von den Leibesangelegenheiten feſſeln läßt, ſondern ſeine Seele zum Theil der Gemeinſchaft des Leibes zu entwöhnen ſucht.

Es ſcheint ſo.

Der größte Haufe der Menſchen, o Sim-

mias! wird dir ſagen, daß der nicht zu leben verdiene, wer die Annehmlichkeiten des Lebens nicht genießen will. Das nennen ſie, ſich nach dem Tode ſehnen, wenn man dem ſinnlichen Wohlleben abſagt und ſich aller fleiſchlichen Wolluſt enthält.

Dies iſt die Wahrheit, Sokrates!

Ich gehe weiter. Hindert der Körper nicht öfters den Weisheitsliebenden im Nachdenken, und wird er ſich ſonderlichen Fortgang in der Weisheit verſprechen können, wenn er ſich nicht von den ſinnlichen Gegenſtänden zu erheben gelernt hat? — Ich erkläre mich. — Die Eindrücke des Geſichts und des Gehörs ſind, ſo wie ſie uns von den Gegenſtänden zugeſchickt werden, blos einzelne Empfindungen, noch keine Wahrheiten; denn dieſe müſſen erſt mit dem Verſtande aus ihnen gezogen werden. Nicht?

Allerdings!

Auch als einzelne Empfindungen iſt ihnen nicht völlig zu trauen, und die Dichter ſingen mit Recht: die Sinne täuſchen und begreifen nichts deutlich. Was wir hören und ſehen, iſt voller Verwirrung und Dunkelheit. Können uns aber dieſe beiden Sinne keine deutlichen Einſichten gewähren, ſo wird der übrigen, weit undeutlicheren Sinne gar nicht zu gedenken ſein.

Freilich nicht.

Wie muß es nun die Seele anfangen, wenn ſie zur Wahrheit gelangen will? Wenn ſie ſich auf die Sinne verläßt, ſo iſt ſie betrogen.

Richtig!

Sie muß alſo nachdenken, urtheilen, ſchließen, erfinden; um durch dieſe Mittel, ſo viel möglich, in das wahre Weſen der Dinge einzudringen.

Ja!

Aber wann geht das Nachdenken am beſten von Statten? Mich dünkt, wenn wir uns gleichſam nicht fühlen, wenn weder Geſicht noch Gehör, weder angenehme noch unangenehme Empfindungen uns an uns ſelbſt erinnern. Alsdann zieht die Seele ihre Aufmerkſamkeit von dem Körper ab, verläßt, ſo viel ſie kann, ſeine Geſellſchaft, um, in ſich geſammelt, nicht den Sinnenſchein, ſondern das Weſen, nicht die Eindrücke, wie ſie uns zugeführt werden, ſondern das, was ſie Wahres enthalten, zu betrachten.

Abermals eine Gelegenheit, bei welcher die Seele des Weiſen den Leib zu meiden, und ſich, ſo viel ſie kann, von ihm zu entfernen ſuchen muß.

Allem Anſehen nach!

Um die Sache noch deutlicher zu machen; Iſt die allerhöchſte Vollkommenheit ein bloßer Gedanke, ohne äußerlichen Gegen-

ſtand, oder bedeutet es ein wirkliches Weſen, das außer uns vorhanden iſt?

Freilich ein wirkliches, außer uns vorhandenes, ſchrankenloſes Weſen, dem das Daſein vorzugsweiſe zukommen muß, mein Sokrates!

Und die allerhöchſte Güte, und die allerhöchſte Weisheit? Sind dieſe auch etwas Wirkliches?

Bei'm Jupiter, ja! Es ſind unzertrennliche Eigenſchaften des allervollkommenſten Weſens, ohne welche jenes nicht da ſein kann.

Wer hat uns aber dieſes Weſen kennen gelehrt? Mit den Augen des Leibes haben wir es doch nie geſehen?

Gewiß nicht!

Wir haben es auch nicht gehört, nicht gefühlt, kein äußerlicher Sinn hat uns je einen Begriff von Weisheit, von Güte, Vollkommenheit, Schönheit, Denkvermögen, u. ſ. w. zugeführt; und dennoch wiſſen wir, daß dieſe Dinge außer uns wirklich ſind, in dem allerhöchſten Gräde wirklich ſind. Kann uns niemand erklären, wie wir auf dieſe Begriffe gekommen ſind?

Simmias ſprach: die Stimme Jupiters, geliebter Sokrates: Ich werde mich abermals auf dieſelbe berufen.

Wie? meine Freunde! wenn wir in jenem Zimmer eine vortreffliche Flötenſtimme hör-

ten, würden wir nicht hinlaufen, den Flötenſpieler zu kennen, der unſer Ohr ſo ſehr zu entzücken weiß?

Vielleicht jezo nicht, lächelte Simmias, da wir hier die vortrefflichſte Muſik hören.

Wenn wir ein Gemälde betrachten, fuhr Sokrates fort, ſo wünſchen wir, die Meiſterhand zu kennen, die es verfertigt hat. Nun liegt in uns ſelbſt das allervortrefflichſte Bild, das Götteraugen und Menſchenaugen jemals geſehen, das Bild der allerhöchſten Vollkommenheit, Güte, Weisheit, Schönheit u. ſ. f.; und wir haben uns noch nie nach dem Maler erkundigt, der dieſe Bilder hineingezeichnet?

Cebes erwiederte: Ich erinnere mich einſt vom Philolaus eine Erklärung gehört zu haben, die der Sache vielleicht Genüge thut.

Will Cebes ſeine Freunde, verſetzte Sokrates, nicht an dieſer Hinterlaſſenſchaft des glückſeligen Philolaus Theil nehmen laſſen?

Wenn dieſe, ſprach Cebes, die Erklärung nicht lieber von einem Sokrates hören möchten. Doch es ſei! — Alle Begriffe von unkörperlichen Dingen, ſprach Philolaus, hat die Seele nicht von den äußern Sinnen, ſondern durch ſich ſelbſt erlangt, indem ſie ihre eigenen Wirkungen beobachtet und dadurch ihr eigenes Weſen und ihre Eigenſchaften kennen lernt. Dieſes deutlicher zu ma-

chen, habe ich ihn oft eine Erdichtung hinzuſetzen hören: Laßt uns vom Homer, pflegte er zu ſagen, die beiden Tonnen entlehnen, die in dem Vorſaale Jupiters liegen *), aber zugleich uns die Freiheit ausbitten, ſie nicht mit Glück und Unglück, ſondern die zur Rechten mit wahrem Weſen, und die zur Linken mit Mangel und Unweſen anzufullen. So oft die Allmacht Jupiters einen Geiſt hervorbringen will, ſo ſchöpft er aus dieſen beiden Tonnen, wirft einen Blick auf das ewige Schickſal, und bereitet, nach deſſen Maßgebung, eine Miſchung von Weſen und Mangel, welche die völlige Grundanlage des künftigen Geiſtes enthält. Daher findet ſich zwiſchen allen Arten von geiſtigen Weſen eine bewunderungswürdige Aehnlichkeit; denn ſie ſind alle aus eben den Tonnen geſchöpft, und nur in der Miſchung unterſchieden. Wenn alſo unſere Seele, welche gleichfalls nichts anders iſt, als eine ſolche Miſchung von Weſen und Mangel, ſich ſelbſt beobachtet, ſo erlangt ſie einen Begriff von dem Weſen der Geiſter und Unvermögen, Vollkommenheit und Unvollkommenheit, von Verſtand, Weisheit, Kraft, Abſicht, Schönheit, Gerechtigkeit und tauſend andern unkörperlichen Dingen,

---

*) Ilias XXIV. 527.

über welche ſie die äußern Sinne in der tiefſten Unwiſſenheit laſſen würden.

Wie unvergleichlich! verſetzte Sokrates. Siehe, Cebes! du beſitzeſt einen ſolchen Schatz, und wollteſt mich ſterben laſſen, ohne mir denſelben einmal zu zeigen! — Doch laß ſehen, wie wir ihn noch vor dem Tode genießen mögen. Philolaus ſagte alſo: die Seele erkennet ihre Nebengeiſter, indem ſie ſich ſelbſt beobachtet. Nicht?

Ja!

Und ſie erlangt Begriffe von unkörperlichen Dingen, indem ſie ihre eignen Fähigkeiten auseinander ſetzt, und jeder, um ſie deutlicher unterſcheiden zu können, einen beſondern Namen giebt?

Allerdings.

Wenn ſie aber ein höheres Weſen, als ſie ſelbſt iſt, einen Dämon z. B. ſich denken will, wer wird ihr die Begriffe dazu hergeben?

Cebes ſchwieg; und Sokrates fuhr fort: Habe ich die Meinung des Philolaus anders recht begriffen, ſo kann ſich die Seele zwar niemals von einem höhern Weſen, als ſie ſelbſt iſt, oder nur von einer höhern Fähigkeit, als ſie ſelbſt beſitzt, einen der Sache gemäßen Begriff machen; allein ſie kann gar wohl überhaupt die Möglichkeit eines Dinges begreifen, dem mehr Weſen und weniger Mangel zu Theil geworden als ihr ſelbſt, das

heißt, welches vollkommener iſt als ſie; oder haſt du es vielleicht von Philolaus anders gehört?

Nein!

Und von dem allerhöchſten Weſen, von der allerhöchſten Vollkommenheit hat ſie auch nicht mehr als dieſen Schimmer einer Vorſtellung. Sie kann das Weſen deſſelben nicht in ſeinem ganzen Umfange begreifen*); aber ſie denkt

*) Einige Weltweiſe wollen uns durch die Betrachtung demüthigen, daß wir von Gott nicht wiſſen, was er iſt; ſondern was er nicht iſt; und ſtellen durch eine unmerkliche Verdrehung die Sache ſo vor, als wenn wir von Gott und ſeinen Eigenſchaften gar nichts wüßten. Nun iſt es nicht zu leugnen, daß wir von dem wahren Begriffe einer Sache noch weit entfernt ſein können, wenn wir auch wiſſen, daß ſie dieſes oder jenes nicht ſei. Allein, wie oft iſt nicht ſchon mit Grunde angemerkt worden, daß wir dem vollkommenſten Weſen nur Mängel und Einſchrankungen abſprechen, und dieſe Art von Verneinungen den Werth wahrer Bejahungen habe? Daß wir zuweilen für gut finden, die Eigenſchaften Gottes verneinungsweiſe auszudrücken, iſt eigentlich dem Urſprung unſerer Begriffe von Gott zuzuſchreiben, als welche die Verneinung unſerer eigenen Mängel und Schwachheiten zum Grunde haben. Das Wort unveränderlich z. B. iſt die Verneinung einer Unvollkommenheit, jedoch im Grunde ein poſitiver Begriff, näm-

ihr eigenes Weſen, das, was ſie Wahres, Gutes und Vollkommenes hat, trennt es im Gedanken von dem Mangel und Unweſen, mit

---

lich: immer daſſelbe; aber wir drücken dieſen Begriff verneinungsweiſe aus, weil wir durch die Verneinung der uns beiwohnenden Veränderlichkeit darauf gekommen ſind. In dieſem Verſtande iſt alſo der angeführte Satz ungegründet: denn unſere Begriffe von Gott zeigen nicht an, was Gott nicht iſt; ſondern, was ihm nicht fehlt. Will man aber nur ſo viel ſagen, daß wir von den poſitiven Eigenſchaften Gottes keine Anſchauung, keine ſelbſtgefühlte Vorſtellung haben; ſo wird dieſes willig zugegeben, jedoch mit Verzicht auf die Folgen, die mancher aus dieſem an ſich unſchuldigen Satze hat ziehen wollen. Das Wenige, was uns von den göttlichen Eigenſchaften bekannt iſt, verliert dadurch weder ſeine Wahrheit noch Gewißheit, weder Leben noch Ueberzeugung. Können wir gleich die Unendlichkeit der göttlichen Vollkommenheiten nie ſelbſt fühlen; ſo haben wir doch durch die innere Anſchauung unſerer ſelbſt die Grundlage zu dieſen Vollkommenheiten kennen lernen; und dieſe anſchauend erkannte Grundlage, mit der hinzugefügten ſymboliſchen Abſonderung der Mängel und Einſchränkungen, geben einer Menge von Lehrſätzen und Folgen ihre ausgemachte Gewißheit. Saunderſon hatte keine ſelbſtgefühlte Vorſtellung vom Lichte; aber die allgemeine Aehn-

welchem es in ihr vermiſcht iſt; und geräth dadurch auf den Begriff eines Dinges, das lauter Weſen, lauter Wahrheit, lauter Güte und Vollkommenheit iſt. —

Apollodorus, der bisher alle Worte des Sokrates leiſe nachgeſprochen hatte, gerieth hier in Entzückung, und wiederholte laut: Das lauter Weſen, lauter Wahrheit, lauter Güte, lauter Vollkommenheit iſt.

Und Sokrates fuhr fort: Sehet ihr, meine Freunde, wie weit ſich der Weisheitsliebende von den Sinnen und ihren Gegenſtänden entfernen muß, wenn er das begreifen will, was zu begreifen wahre Glückſeligkeit iſt, das allerhöchſte und vollkommenſte Weſen? In dieſer Gedankenjagd muß er Augen und Ohren verſchließen, Schmerz und Sinnenluſt ferne von ſeiner Achtſamkeit ſein laſſen, und wenn es möglich wäre, ſeines Leibes völlig vergeſſen, um deſto einſamer ſich ganz auf ſein Seelenvermögen und deren innere Wirkſamkeit einzuſchränken.

---

lichkeit des Geſichts mit den übrigen Sinnen machte es möglich, ihm einige Merkmale der Lichtſtrahlen durch Worte beizubringen, und die ganze Theorie der Optik, die er ſeinen Zuhorern aus dieſen Grundbegriffen erklarte, war nichts deſto weniger unumſtößlich.

Der Leib iſt ſeinem Verſtande bei dieſer Unterſuchung nicht nur ein unnützlicher, ſondern auch ein beſchwerlicher Geſellſchafter: denn jetzt ſucht er weder Farbe noch Größe, weder Töne noch Bewegung, ſondern ein Ding, das alle mögliche Farben, Größen, Töne und Bewegungen, und, was noch weit mehr iſt, alle mögliche Geiſter, ſich auf's deutlichſte vorſtellet, und in allen erſinnlichen Ordnungen hervorbringen kann. Welch ein unbehülflicher Gefährte der Körper auf dieſer Reiſe!

Wie erhaben! rief Simmias, aber auch wie wahr!

Die wahren Weltweiſen, ſprach Sokrates, die dieſe Gründe in Erwagung ziehen, können nicht anders als dieſe Meinung hegen, und einer zum andern ſprechen: Siehe hier iſt ein Irrweg, der uns immer vom Ziele weiter weg führt und alle unſere Hoffnungen vereitelt. Wir ſind verſichert, daß die Erkenntniß der Wahrheit unſer einziger Wunſch ſei. Aber ſo lange wir uns hier auf Erden mit dem Leibe ſchleppen, ſo lange unſere Seele noch mit dieſer irdiſchen Seuche behaftet iſt; können wir uns unmoglich ſchmeicheln, dieſen Wunſch ganz erfullt zu ſehen. Wir ſollen die Wahrheit ſuchen. Leider! läßt uns der Körper wenig Muße zu dieſer wichtigen Unternehmung. Heute fordert ſein Unterhalt unſere ganze Sorge; morgen fechten ihn Krankheiten an.

die uns abermals ſtören; ſodann folgen andere Leibesangelegenheiten, Liebe, Furcht, Begierden, Wünſche, Grillen und Thorheiten, die uns unaufhörlich zerſtreuen, die unſere Sinne von einer Eitelkeit zur andern locken, und uns nach dem wahren Gegenſtande unſerer Wünſche, nach der Weisheit, vergebens ſchmachten laſſen. Wer erregt Krieg, Aufruhr, Streit und Uneinigkeit unter den Menſchen? wer anders als der Korper und ſeine unerſättlichen Begierden? Denn die Habſucht iſt die Mutter aller Unruhen, und unſere Seele wurde niemals nach eigenthümlichen Beſitzungen geizen, wenn ſie nicht für die hungrigen Begierden ihres Leibes zu ſorgen hätte. Solchergeſtalt ſind wir die meiſte Zeit beſchäftigt, und haben ſelten Muße zur Weltweisheit. Endlich, erzielt man auch irgend eine müßige Stunde, und macht ſich bereit die Wahrheit zu umarmen: ſo ſteht uns abermals dieſer Störer unſerer Glückſeligkeit, der Leib, im Wege, und bietet uns ſeine Schatten ſtatt der Wahrheit an. Die Sinne halten uns wider unſern Dank ihre Scheinbilder vor, und erfüllen die Seele mit Verwirrung, Dunkelheit, Trägheit und Aberwitz: und ſie ſoll in dieſem allgemeinen Aufruhr gründlich nachdenken und die Wahrheit erreichen? Unmöglich! Wir müſſen alſo die ſeligen Augenblicke abwarten, in welchen Stille von Außen und Ruhe von Innen

uns das Glück verſchafft, den Leib völlig aus der Acht zu ſchlagen, und mit den Augen des Geiſtes nach der Wahrheit hinzuſehen. Aber wie ſelten und wie kurz ſind auch dieſe ſeligen Augenblicke!

Wir ſehen ja deutlich, daß wir das Ziel unſerer Wünſche, die Weisheit, nicht eher erreichen werden, als nach unſerm Tode; bei'm Leben iſt keine Hoffnung dazu. Denn, kann anders die Seele, ſo lange ſie im Leibe wohnt, die Wahrheit nicht deutlich erkennen, ſo müſſen wir eines von beiden ſetzen: entweder, wir werden ſie niemals erkennen; oder, wir werden ſie nach unſerm Tode erkennen, weil die Seele alsdann den Leib verläßt, und vermuthlich in dem Fortgange zur Weisheit weit weniger aufgehalten wird. Wollen wir uns aber in dieſem Leben zu jener ſeligen Erkenntniß vorbereiten, ſo müſſen wir unterdeß dem Leibe nicht mehr gewähren, als was die Nothwendigkeit erfordert; wir müſſen uns ſeiner Begierden und Lüſte enthalten, und uns, ſo oft als möglich, im Nachdenken üben, bis es dem Allerhöchſten gefallen wird, uns in Freiheit zu ſetzen. Alsdann können wir hoffen, von den Thorheiten des Leibes befreit, die Quelle der Wahrheit, das allerhöchſte und vollkommenſte Weſen, mit lautern und heiligen Sinnen zu beſchauen, indem wir vielleicht Andere neben uns eben derſelben Glückſelig-

keit genießen ſehen. — Dieſe Sprache, mein lieber Simmias, dürfen die wahren Wißbegierigen unter einander führen, wenn ſie ſich von ihren Angelegenheiten beſprechen, und dieſe Meinung müſſen ſie auch hegen, wie ich glaube; oder dünkt es dich anders?

Nicht anders, mein Sokrates!

Wenn dem ſo iſt, mein Lieber, hat denn ein ſolcher, der mir heute nachfolget, nicht große Hoffnung, da, wo wir hinkommen, beſſer als irgendwo, das zu erlangen, wonach er im gegenwärtigen Leben ſo ſehr gerungen?

Allerdings!

Ich kann alſo meine Reiſe heute mit guter Hoffnung antreten, und jeder Wahrheitsliebende eben ſo, wenn er bedenkt, daß ihm ohne Reinigung und Vorbereitung kein freier Zutritt zu den Geheimniſſen der Weisheit verſtattet wird.

Dieſes kann nicht geleugnet werden, ſprach Simmias.

Dieſe Reinigung aber iſt nichts anders als die Entfernung der Seele von dem Sinnlichen und anhaltende Uebung, über das Weſen und die Eigenſchaften der Seele ſelbſt Betrachtungen anzuſtellen, ohne ſich darin etwas, das nicht die Seele iſt, irren zu laſſen; mit Einem Worte: die Bemuhung, ſowohl in dieſem als in dem zukünftigen Leben die Seele von den Feſſeln des Leibes zu befreien, damit

ſie ungehindert ſich ſelbſt betrachten, und dadurch zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen möge.

Allerdings!

Die Trennung des Leibes von der Seele nennt man den Tod.

Freilich.

Die wahren Liebhaber der Weisheit wenden alſo alle erſinnliche Mühe an, ſich dem Tode, ſo viel ſie können, zu nähern, ſterben zu lernen. Nicht?

Es ſcheint ſo.

Wäre es nun aber nicht höchſt ungereimt, wenn ein Menſch, der in ſeinem ganzen Leben nichts gelernt als die Kunſt zu ſterben, wenn ein ſolcher, ſage ich, zuletzt ſich betrüben wollte, daß er den Tod ſich nahen ſieht; wäre es nicht lächerlich?

Unſtreitig.

Alſo, Simmias, muß dem wahren Weltweiſen der Tod niemals ſchrecklich, ſondern allezeit willkommen ſein. Die Geſellſchaft des Leibes iſt ihnen bei allen Gelegenheiten beſchwerlich: denn wofern ſie den wahren Endzweck ihres Daſeins erfüllen wollen, ſo müſſen ſie ſuchen die Seele vom Leibe zu trennen, und gleichſam in ſich ſelbſt zu verſammeln. Der Tod iſt dieſe Trennung, die längſtgewünſchte Befreiung von der Geſellſchaft des Leibes. Welche Ungereimtheit alſo, bei Her-

annahung deſſelben zu zittern, ſich zu betrüben! Getroſt und fröhlich vielmehr müſſen wir dahin reiſen, wo wir Hoffnung haben, unſere Liebe zu umarmen, ich meine die Weisheit, und des überläſtigen Gefährten los zu werden, der uns ſo vielen Kummer verurſacht hat. Wie? gemeine und unwiſſende Leute, denen der Tod ihre Gebieterinnen, ihre Weiber oder ihre Kinder geraubt, wünſchen in ihrer Betrübniß nichts ſehnlicher, als die Oberwelt verlaſſen und zu dem Gegenſtande ihrer Liebe oder ihrer Begierden hinabſteigen zu können; und diejenigen, welche gewiſſe Hoffnung haben, ihre Liebe nirgend in ſolchem Glanze zu erblicken als in jenem Leben, dieſe ſind voller Angſt? dieſe beben? und treten nicht vielmehr mit Freuden die Reiſe an? O nein! mein Lieber! nichts iſt ungereimter, als ein Weltweiſer, der den Tod fürchtet.

Bei'm Jupiter, ganz vortrefflich! rief Simmias.

Zittern und voller Angſt ſein, wenn der Tod winkt, kann dies nicht für ein untrügliches Kennzeichen genommen werden, daß man nicht die Weisheit ſondern den Leib, das Vermögen, die Ehre oder alle drei zuſammen liebe?

Ganz untrüglich.

Wem geziemt die Tugend, die wir Mannhaftigkeit nennen, mehr als dem Weltweiſen?

Niemanden.

Und die Mäßigkeit: dieſe Tugend, die in der Fertigkeit beſteht, ſeine Begierden zu bezähmen und in ſeinem Thun und Laſſen eingezogen und ſittſam zu ſein; wird ſie nicht vornehmlich bei dem zu ſuchen ſein, der ſeinen Leib nicht achtet und bloß in der Weltweisheit lebt und webt?

Nothwendig, ſprach iener.

Aller übrigen Menſchen Mannhaftigkeit und Mäßigkeit wird dir ungereimt ſcheinen, wenn du ſie näher betrachteſt.

Wie ſo? mein Sokrates!

Du weißt, verſetzte er, daß die Meiſten den Tod für ein ſehr großes Uebel halten.

Richtig, ſprach er.

Wenn alſo dieſe ſo genannten tapfern und mannhaften Menſchen unerſchrocken ſterben, ſo geſchieht es bloß aus Furcht eines noch größern Uebels.

Nicht anders.

Alſo ſind alle Mannhafte außer den Weltweiſen bloß aus Furcht unerſchrocken. Iſt aber eine Unerſchrockenheit aus Furcht nicht höchſt ungereimt?

Dieſes iſt nicht zu leugnen.

Mit der Mäßigkeit hat es dieſelbe Beſchaffenheit. Aus Unmäßigkeit leben ſie mäßig und enthaltſam. Man ſollte dies für unmöglich halten und dennoch trifft es bei dieſer unvernünftigen Mäßigkeit völlig ein. Sie enthal-

ten ſich gewiſſer Wollüſte, um andere, nach welchen ſie gieriger ſind, deſto ungeſtörter genießen zu können. Sie werden Herren über jene, weil ſie dieſer Knechte ſind. Frage ſie, ſie werden dir freilich ſagen; ſich von ſeinen Begierden beherrſchen zu laſſen, ſei Unmäßigkeit; allein ſie ſelbſt haben die Herrſchaft über gewiſſe Begierden nicht anders erlangt, als durch die Sklaverei gegen andere, die noch ausgelaſſener ſind. Heißt nun dies nicht gewiſſermaßen aus Unmäßigkeit enthaltſam ſein?

Allem Anſehen nach.

O mein theurer Simmias! Wolluſt gegen Wolluſt, Schmerz gegen Schmerz und Furcht gegen Furcht vertauſchen, gleichſam wie Münze, für ein großes Stück viele kleine einwechſeln: dies iſt nicht der rechte Weg zur wahren Tugend. Die einzige Münze, die gültig iſt, und für welche man alles andere hingeben muß, iſt die Weisheit. Mit dieſer ſchafft man ſich alle übrige Tugend an: Tapferkeit, Mäßigkeit und Gerechtigkeit. Ueberhaupt, bei der Weisheit iſt wahre Tugend, wahre Herrſchaft über die Begierden, über die Verabſcheuungen und über alle Leidenſchaften; ohne Weisheit aber erlanget man nichts als einen Tauſch der Leidenſchaften gegen eine leidige Schattentugend, die dem Laſter Sklavendienſte thun muß, und an ſich ſelbſt nichts Geſundes und Wahres mit ſich führt. Die wahre Tu-

gend iſt eine Heiligung der Sitten, eine Reinigung des Herzens, kein Tauſch der Begierden. Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Weisheit ſind kein Tauſch der Laſter gegen einander. Unſere Vorfahren, welche die Teleten oder die vollkommnen Verſöhnungsfeſte geſtiftet, müſſen allem Anſehen nach ſehr weiſe Männer geweſen ſein: denn ſie haben durch dieſe Räthſel zu verſtehen geben wollen, daß, wer unverſöhnt und ungeheiligt die Oberwelt verläßt, die härteſte Strafe auszuſtehen habe; der Geläuterte und Verſöhnte aber nach ſeinem Tode unter den Göttern wohnen werde. Die mit dieſen Verſöhnungsgeheimniſſen umgehen, pflegen zu ſagen: Es giebt viele Thyrſusträger aber wenig Begeiſterte; und meines Erachtens verſteht man unter den Begeiſterten diejenigen, die ſich der wahren Weisheit gewidmet. Ich habe in meinem Lebens nichts geſpart ſondern unabläſſig geſtrebt, einer von dieſen Begeiſterten zu ſein; ob mein Bemühen fruchtlos geweſen, oder in wie weit mir mein Vorhaben gelungen: werde ich da, wo ich hinkomme, am beſten erfahren, und, ſo Gott will, in kurzer Zeit.

Dieſes iſt meine Vertheidigung, Simmias und Cebes, warum ich meine beſten Freunde hienieden ohne Betrübniß verlaſſe und bei Herannahung der Todesſtunde ſo wenig zittere. Ich glaube, allda nicht minder edle Freunde

und noch ein ſchöneres Leben zu finden, als ich hier zurück laſſe, ſo wenig auch dieſes bei'm gemeinen Haufen ſich Glauben erwerben wird.

Hat nun meine jetzige Schutzrede beſſern Eingang gefunden als jene, die ich vor den Richtern der Stadt gehalten, ſo bin ich vollkommen vergnügt. —

Sokrates hatte ausgeredet, und Cebes ergriff das Wort: Es iſt wahr, Sokrates, du haſt dich vollkommen gerechtfertigt. Allein, was du von der Seele behaupteſt, muß Vielen unglaublich ſcheinen; denn ſie halten in's gemein dafür, die Seele ſei nirgend mehr anzutreffen, ſo bald ſie den Körper verlaſſen, ſondern werde gleich nach dem Tode des Menſchen aufgelöſ't und zernichtet. Sie ſteige wie ein Hauch, wie ein feiner Dampf aus dem Körper in die obere Luft, allwo ſie vergehe und völlig aufhöre zu ſein. Könnte es ausgemacht werden, daß die Seele für ſich beſtehen kann, und nicht nothwendig mit dieſem Leibe verbunden ſein muß, ſo hätten die Hoffnungen, die du dir machteſt, eine nicht geringe Wahrſcheinlichkeit; denn ſo bald es mit uns nach dem Tode beſſer werden kann: ſo hat der Tugendhafte auch gegründete Hoffnungen, daß es mit ihm wirklich beſſer werden wird. Allein die Möglichkeit iſt ſelbſt ſchwer zu begreifen, daß die Seele nach dem Tode noch denken, daß ſie noch Willen und Verſtandeskräfte

haben ſoll; dieſes alſo, mein Sokrates, erfordert noch einigen Beweis.

Du haſt Recht, Cebes, verſetzte Sokrates. Allein was iſt zu thun? Wollen wir etwa überlegen, ob wir einen Beweis finden können, oder nicht.

Ich bin ſehr begierig, ſprach Cebes, deine Gedanken hierüber zu vernehmen.

Wenigſtens kann derjenige, erwiederte Sokrates, der unſere Unterredung hört, und wenn es auch ein Komödienſchreiber wäre, mir nicht verwerfen, ich beſchäftige mich mit Grillen, die weder nützlich noch erheblich ſind. Die Unterſuchung, die wir jetzt vorhaben, iſt vielmehr ſo wichtig, daß uns jeder Dichter gern erlauben wird, um den Beiſtand einer Gottheit zu flehen, bevor wir zum Werke ſchreiten. — Er ſchwieg, und ſaß eine Weile in Andacht vertieft; ſodann ſprach er: Doch, meine Freunde, mit lauterm Herzen die Wahrheit ſuchen, iſt die würdigſte Anbetung der einzigen Gottheit, die uns Beiſtand leiſten kann. Zur Sache alſo! Der Tod, o Cebes, iſt eine natürliche Veränderung des menſchlichen Zuſtandes; und wir wollen itzt unterſuchen, was bei dieſer Veränderung ſowohl mit dem Leibe des Menſchen, als mit ſeiner Seele vorgehet. Nicht?

Richtig!

Sollte es nicht rathſam ſein, erſt überhaupt

zu erforſchen, was eine natürliche Veränderungen nicht nur in Anſehung des Menſchen, ſondern auch der Thiere, Pflanzen, und lebenloſen Dinge, hervorzubringen pflegt? Mich dünkt, wir werden auf dieſe Weiſe näher zu unſerm Endzwecke kommen.

Der Einfall ſcheint nicht unglücklich, verſetzte Cebes; wir müſſen alſo fürs erſte eine Erklärung ſuchen, was **Veränderung** ſei.

Mich dünkt, ſprach Sokrates, wir ſagen: ein Ding habe ſich verändert, wenn unter zwei entgegengeſetzten Beſtimmungen, die ihm zukommen können, die eine aufhört, und die andere anfängt wirklich zu ſein. Z. B. ſchön und häßlich, gerecht und ungerecht, gut und böſe, Tag und Nacht, Schlafen und Wachen: ſind dies nicht entgegengeſetzte Beſtimmungen, die bei einer und eben derſelben Sache möglich ſind?

Ja!

Wenn eine Roſe welkt und ihre ſchöne Geſtalt verliert: ſagen wir alsdann nicht, ſie habe ſich verändert?

Allerdings.

Und wenn ein ungerechter Mann ſeine Lebensart verändern will, muß er nicht eine entgegengeſetzte annehmen und gerecht werden?

Wie anders?

Auch umgekehrt: wenn durch eine Verän-

derung etwas entſtehen ſoll, ſo muß hievon das Widerſpiel davon da geweſen ſein. So wird es Tag, nachdem es vorhin Nacht geweſen; ein Ding wird ſchön, groß, ſchwer, anſehnlich u. ſ. w., nachdem es vorhin häßlich, klein, leicht, unanſehnlich geweſen iſt. Nicht?

Eine Veränderung heißt alſo überhaupt nichts anders, als die Abwechſelung der entgegengeſetzten Beſtimmungen, die an einem Dinge möglich ſind. Wollen wir es bei dieſer Erklärung bewenden laſſen? Cebes ſcheint noch unentſchloſſen. —

Eine Kleinigkeit, mein lieber Sokrates! Das Wort entgegengeſetzte machte mir einiges Bedenken. Ich ſollte nicht glauben, daß ſchnurſtracks entgegengeſetzte Zuſtände unmittelbar auf einander folgen könnten.

Richtig! verſetzte Sokrates. Wir ſehen auch, daß die Natur in allen ihren Veränderungen einen Mittelzuſtand zu finden weiß, der ihr gleichſam zum Uebergange dient, von einem Zuſtande auf den entgegengeſetzten zu kommen Die Nacht folgt z. B. auf den Tag, vermittelſt der Abenddämmerung; ſo wie der Tag auf die Nacht, vermittelſt der Morgendämmerung. Nicht?

Freilich?

Das Große wird in der Natur klein, vermittelſt der allmählichen Abnahme, und das

Kleine hinwiederum groß, vermittelſt des Zuwachſes.

Richtig.

Wenn wir auch in gewiſſen Fällen dieſem Uebergange keinen beſondern Namen gegeben: ſo iſt doch nicht zu zweifeln, daß er wirklich vorhanden ſein müſſe, wenn ein Zuſtand natürlicher Weiſe mit ſeinem Widerſpiel abwechſeln ſoll; denn muß nicht eine Veränderung, die natürlich ſein ſoll, durch die Kräfte, die in die Natur gelegt ſind, hervorgebracht werden?

Wie könnte ſie ſonſt natürlich heißen?

Dieſe urſprünglichen Kräfte aber ſind ſtets wirkſam, ſtets lebendig; denn wenn ſie nur einen Augenblick entſchliefen, ſo würde ſie nichts als die Allmacht zur Thätigkeit aufwecken können. Was aber nur die Allmacht thun kann, wollen wir dieſes natürlich nennen?

Wie könnten wir das? ſprach Cebes.

Was die natürlichen Kräfte alſo itzt hervorbringen, mein Lieber! daran haben ſie ſchon von jeher gearbeitet; denn ſie waren niemals müſſig, nur daß ihre Wirkung erſt nach und nach ſichtbar geworden. Die Kraft der Natur z. B., die die Tageszeiten verändert, arbeitet ſchon jetzt daran, nach einiger Zeit die Nacht auf den Horizont zu führen; aber ſie nimmt ihren Weg durch Mittag und

Abend, welches die Uebergänge ſind von der Geburt des Tages bis auf ſeinen Tod.

Richtig.

Im Schlafe ſelbſt arbeiten die Lebenskräfte ſchon an der künftigen Erwachung, ſo wie ſie im wachenden Zuſtande den künftigen Schlaf vorbereiten.

Dieſes iſt nicht zu läugnen.

Und überhaupt, wenn ein Zuſtand natürlicher Weiſe auf ſein Widerſpiel erfolgen ſoll, wie ſolches bei allen natürlichen Veränderungen geſchieht: ſo müſſen die ſtets wirkſamen Kräfte der Natur ſchon vorher an dieſer Veränderung gearbeitet, und den vorhergehenden Zuſtand gleichſam mit dem zukünftigen geſchwängert haben. Folgt nicht hieraus, daß die Natur alle mittlern Zuſtände mitnehmen muß, wenn ſie einen Zuſtand mit ſeinem Widerſpiel ablöſen will?

Ganz unläugbar.

Ueberlege es wohl, mein Freund! damit hernach kein Zweifel entſtehe, ob nicht Anfangs zu viel nachgegeben worden. Wir erfordern zu jeder natürlichen Veränderung dreierlei: einen vorhergehenden Zuſtand des Dinges, das verändert werden ſoll: einen darauf folgenden, der jenem entgegengeſetzt iſt; und einen Uebergang, oder die zwiſchen beiden liegenden Zuſtände, die der Natur

von einem auf den andern gleichſam den Weg bahnen. Wird dieſes zugegeben?

Ja, ja! rief Cebes. Ich ſehe nicht ab, wie man an dieſer Wahrheit ſollte zweifeln können.

Laß ſehen, erwiederte Sokrates, ob dir Folgendes eben ſo unläugbar ſcheinen wird. Mich dünkt, alles Veränderliche könne keinen Augenblick unverändert bleiben; ſondern, indem die Zeit ohne zu ruhen forteilt, und das Künftige beſtändig zu dem Vergangenen zurückſendet, ſo verwandelt ſie auch zugleich alles Veränderliche, und zeigt es jeden Augenblick unter einer neuen Geſtalt. Biſt du nicht auch dieſer Meinung, Cebes?

Sie iſt wenigſtens wahrſcheinlich.

Mir ſcheint ſie unwiderſprechlich. Denn alles Veränderliche, wenn es eine Wirklichkeit, und kein bloßer Begriff iſt, muß eine Kraft haben, etwas zu thun, und ein Geſchick, etwas zu leiden. Nun mag es thun oder leiden, ſo wird etwas an ihm anders, als es vorhin geweſen; und da die Kräfte der Natur niemals in Ruhe ſind: was konnte den Strom der Vergänglichkeit nur einen Augenblick in ſeinem Laufe hemmen?

Itzt bin ich uberzeugt.

Das thut der Wahrheit keinen Eintrag, daß uns gewiſſe Dinge oft eine Zeit lang un-

verändert ſcheinen; denn ſcheint uns doch auch eine Flamme eben dieſelbe und dennoch iſt ſie nichts anders, als ein Feuerſtrom, der aus dem brennenden Körper ohne Unterlaß empor ſteigt, und ſichtbar wird. Die Farben kommen unſern Augen öfters wie unverändert vor, und gleichwohl wechſelt beſtändig neues Sonnenlicht mit dem vorigen ab. Wenn wir aber die Wahrheit ſuchen, ſo müſſen wir die Dinge nach der Wirklichkeit, nicht nach dem Sinnenſchein beurtheilen.

Beim Jupiter! verſetzte Cebes, dieſe Wahrheit öffnet uns eine ſo neue als reizende Ausſicht in die Natur der Dinge. Meine Freunde! fuhr er fort, indem er ſich zu uns wandte: die Anwendung von dieſer Lehre auf die Natur unſerer Seele ſcheint die wichtigſten Folgen zu verſprechen.

Ich habe noch einen einzigen Satz voraus zu ſchicken, verſetzte Sokrates, ehe ich auf dieſe Anwendung komme. Das Veränderliche, haben wir eingeſtanden, kann keinen Augenblick unverändert bleiben; ſondern, ſo wie die vergangene Zeit älter wird, ſo wächſt auch die aneinander hangende Reihe der Abänderungen, die da geweſen ſind. Nun überlege Cebes! folgen die Augenblicke der Zeit in einer getrennten, oder ſtätigen Reihe auf einander?

Ich begreiſe nicht, ſprach Cebes, was du ſagen willſt.

Beiſpiele werden dir meine Gedanken deutlicher machen. Die Fläche des ſtillen Waſſers ſcheint uns in einem fortzugehen, und jedes Waſſertheilchen mit denen, die umher ſind, gemeinſchaftliche Gränzen zu haben; da hingegen ein Sandhügel aus vielen Körnlein beſteht, deren jedes ſeine eigenen Gränzen hat. Nicht?

Dieſes iſt begreiflich.

Wenn ich das Wort Cebes ausſpreche, folgen hier nicht zwei vernehmliche Sylben auf einander, zwiſchen welchen keine dritte anzutreffen iſt?

Richtig!

Das Wort Cebes alſo geht nicht in einem fort; ſondern die Sylben, aus welchen es beſteht, folgen in einer unſtätigen Verbindung auf einander, und jede hat ihre eigenen Gränzen.

Richtig!

Aber in dem Begriffe, den mein Geiſt mit dieſem Worte verbindet; giebt es auch hier Theile, die ihre eigenen Gränzen haben?

Mich dünkt, nein!

Und mit Recht: denn alle Theile und Merkmale eines zuſammengeſetzten Begriffs fließen ſo in einander, daß ſich keine Gränzen angeben laſſen, wo dieſes aufhört, jenes

anfängt. Sie bilden alſo zuſammen ein ſtätiges Ganze; da hingegen jede Sylbe ihre beſtimmten Gränzen hat, und ihrer viele, die zuſammenkommen und ein Wort ausmachen, in einer unſtätigen Reihe auf einander folgen.

Dieſes iſt vollkommen deutlich.

Ich frage alſo von der Zeit: iſt ſie mit dem ausgeſprochenen Wort, oder mit dem Begriffe, zu vergleichen? Folgen ihre Augenblicke in einer ſtätigen oder unſtätigen Ordnung auf einander?

In einer ſtätigen, erwiederte Cebes.

Freilich, verſetzte Simmias: denn durch die Folge unſerer Begriffe erkennen wir ja die Zeit; wie iſt es alſo möglich, daß die Natur der Folge in der Zeit und in den Begriffen nicht einerlei ſein ſollte?

Die Theile der Zeit, fuhr Sokrates fort, gehen alſo in einem fort und haben gemeinſchaftliche Gränzen?

Richtig!

Das kleinſte Zeittheilchen iſt eine ſolche Folge von Augenblicken, läßt ſich in noch kleinere Theile zerlegen, die immer noch alle Eigenſchaften der Zeit behalten. Nicht?

Es ſcheint.

Alſo giebt es auch keine zwei Augenblicke, die ſich einander die nächſten ſind, das heißt, zwiſchen welchen ſich nicht noch ein dritter gedenken ließe?

Dieß folgt aus dem Zugeſtandenen.

Gehen die Bewegungen, und überhaupt alle Veränderungen in der Natur nicht mit der Zeit in gleichen Schritten fort?

Ja!

Sie folgen alſo, wie die Zeit, in einer ſtätigen Verbindung auf einander?

Richtig!

Es wird daher auch nicht zwei Zuſtände geben, die ſich einander die nächſten ſind, das heißt, zwiſchen welchen noch ein dritter anzutreffen ſei?

Es ſcheinet alſo.

Unſern Sinnen kömmt es freilich ſo vor, als wenn die Veränderungen der Dinge ruckweiſe geſchähen, indem ſie ſolche nicht eher, als nach merklichen Zwiſchenzeiten wahrnehmen; allein die Natur geht nichts deſto weniger ihren Weg, und verändert die Dinge allmälig, und in einer ſtätigen Folge aufeinander. Der kleinſte Theil dieſer Folge iſt ſelbſt eine Folge von Veränderungen; und man mag zwei Zuſtände ſo dicht an einander ſetzen, als man will, ſo gibt es immer noch einen Uebergang dazwiſchen, der ſie mit einander verbindet, der der Natur von einem auf den andern gleichſam den Weg zeigt.

Ich begreiſe dieſes alles ſehr wohl, ſprach Cebes.

Meine Freunde! rief Sokrates, jezt iſt es

Zeit, uns unſerm Vorhaben zu nähern. Wir haben Gründe geſammelt, die für unſere Ewigkeit ſtreiten ſollen, und ich verſpreche mir einen gewiſſen Sieg. Wollen wir aber nicht nach Gewohnheit der Feldherrn, ehe wir zum Treffen kommen, unſere Macht noch einmal überſehen, um ihre Stärke und Schwäche deſto genauer kennen zu lernen?

Apollodorus bat ſehr um eine kurze Wiederholung.

Die Sätze, ſprach Sokrates, deren Richtigkeit wir nicht mehr in Zweifel ziehen, ſind dieſe:

1. Zu einer jeden natürlichen Veränderung wird dreierlei erfordert: 1) Ein Zuſtand eines veränderlichen Dinges, der aufhören, 2) ein anderer, der ſeine Stelle vertreten ſoll, und 3) die mittlern Zuſtände, oder der Uebergang, damit die Veränderung nicht plötzlich, ſondern allmälig geſchehe.
2. Was veränderlich iſt, bleibt keinen Augenblick, ohne wirklich verändert zu werden.
3. Die Folge der Zeit geht in einem fort, und es gibt nicht zwei Augenblicke, die ſich einander die nächſten ſind.
4. Die Folge der Veränderungen kömmt mit der Folge der Zeit überein, und iſt ebenfalls ſo ſtätig, ſo aneinanderhan-

gend, daß man keine Zuſtände angeben kann, die ſich einander die nächſten wären, oder zwiſchen welchen nicht ein Uebergang Statt finden ſollte. — Sind wir nicht über dieſe Punkte einig geworden?

Ja! ſprach Cebes.

Leben und Tod, mein lieber Cebes, verſetzte Sokrates, ſind entgegengeſetzte Zuſtände. Nicht?

Freilich!

Und das Sterben iſt der Uebergang vom Leben zum Tode?

Freilich!

Dieſe große Veränderung trifft vermuthlich die Seele ſowohl als den Leib: denn beide Weſen ſtanden in dieſem Leben in der genaueſten Verbindung.

Allem Anſehen nach.

Was mit dem Leibe nach dieſer wichtigen Begebenheit vorgeht, kann uns die Beobachtung lehren! denn das Ausgedehnte bleibt unſern Sinnen gegenwärtig; aber wie, wo und was die Seele nach dieſem Leben ſein wird, muß blos durch die Vernunft ausgemacht werden: denn die Seele hat durch den Tod das Mittel verloren, den menſchlichen Sinnen gegenwärtig zu ſein.

Richtig!

Wollen wir nicht, mein Theuerſter, erſt das Sichtbare durch alle ſeine Veränderun-

gen verfolgen, und hernach wo möglich das Unſichtbare mit dem Sichtbaren vergleichen?

Das ſcheint der beſte Weg, den wir einſchlagen können, erwiederte Cebes.

In jedem thieriſchen Leibe, Cebes, gehen beſtändig Trennungen und Zuſammenſetzungen vor, die zum Theil auf die Erhaltung, zum Theil aber auf den Untergang der thieriſchen Maſchine abzielen. Tod und Leben fangen bei der Geburt des Thieres ſchon gleichſam an mit einander zu ringen.

Dieſes zeigt die tägliche Erfahrung.

Wie nennen wir den Zuſtand, fragte Sokrates, in welchem alle Veränderungen, die in der lebendigen Maſchine vorgehen, mehr auf das Wohlſein, als auf den Untergang des Leibes abzielen? Nennen wir ihn nicht die Geſundheit?

Wie anders?

Hingegen werden die thieriſchen Veränderungen, welche die Auflöſung der großen Maſchine verurſachen, durch Krankheiten vermehrt; oder durch das Alter, welches die natürlichſte Krankheit genannt werden kann.

Richtig!

Das Verderben nimmt durch unmerkliche Grade allmälig zu. Endlich zerfällt das Gebäude, und löſt ſich in ſeine kleinſten Theile auf. Aber was geſchieht? Hören dieſe Theile auf, verändert zu werden? Hören ſie auf zu

wirken und zu leiden? Gehen ſie ganz verloren?

Es ſcheint nicht, verſetzte Cebes.

Unmöglich, mein Wertheſter, erwiederte Sokrates, wenn das wahr iſt, worüber wir einig geworden: denn es gibt wohl ein Mittel zwiſchen Sein und Nichtſein?

Keinesweges.

Sein und Nichtſein wären alſo zwei Zuſtände, die unmittelbar auf einander folgen, die ſich einander die nächſten ſein müßten; wir haben aber geſehen, daß die Natur keine ſolche Veränderungen die plötzlich und ohne Uebergang geſchehen müſſen, hervorbringen kann. Erinnerſt du dich wohl noch dieſes Satzes?

Sehr wohl, ſprach Cebes.

Alſo kann die Natur weder ein Daſein, noch eine Zernichtung zuwege bringen?

Richtig!

Daher geht bei der Auflöſung des thieriſchen Leibes nichts verloren. Die zerfallenen Theile fahren fort zu ſein, zu wirken, zu leiden, zuſammengeſetzt und getrennt zu werden, bis ſie ſich durch unendliche Uebergänge in Theile eines andern Zuſammengeſetzten verwandeln. Manches wird Staub, manches wird zur Feuchtigkeit, dieſes ſteigt in die Luft, jenes geht in eine Pflanze über, wandelt von der Pflanze in ein lebendiges

Thier, und verläßt das Thier, um einem Wurme zur Nahrung zu dienen. Iſt dieſes nicht der Erfahrung gemäß?

Vollkommen, mein Sokrates, antworteten Cebes und Simmias zugleich.

Wir ſehen alſo, meine Freunde, daß Tod und Leben, in ſo weit ſie den Leib angehen, in der Natur nicht ſo getrennt ſind, als ſie in unſern Sinnen ſcheinen. Sie ſind Glieder einer ſtätigen Reihe von Veränderungen, die durch ſtufenweiſe Uebergänge mit einander auf das genaueſte verbunden ſind. Es gibt keinen Augenblick, da man nach aller Strenge ſagen könnte: Jetzt ſtirbt das Thier; ſo wenig man nach aller Strenge ſagen kann: Jetzt ward es krank, oder jetzt ward es wieder geſund. Freilich muſſen die Veränderungen unſern Sinnen wie getrennt ſcheinen, da ſie uns nicht eher, als nach einer geraumen Zwiſchenzeit merkbar werden; aber genug, wir wiſſen, daß ſie es in der That nicht ſein können.

Ich beſinne mich jetzt auf ein Beiſpiel, das dieſen Satz erlautern wird Unſere Augen, die auf einen gewiſſen Erdſtrich eingeſchrankt ſind, unterſcheiden gar deutlich Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht, und es iſt uns, als wenn dieſe Zeitpunkte von den übrigen getrennt und abgeſondert wären. Wer aber den ganzen Erdboden betrachtet,

erkennt gar deutlich, daß die Umwälzungen von Tag und Nacht ſtätig an einander hangen, und alſo jeder Augenblick der Zeit Morgen und Abend, Mittag und Mitternacht zugleich ſei.

Homer hat nur als Dichter die Freiheit, ſeiner Götter Verrichtungen nach den Tageszeiten einzutheilen; als ob jemanden, der nicht in einen engen Bezirk auf dem Erdboden eingeſchränkt iſt, die Tageszeiten noch wirklich getrennte Epochen wären, und es nicht vielmehr zu jeder Zeit ſowohl Morgen als Abend wäre. Es iſt den Dichtern erlaubt, den Schein für die Wahrheit zu nehmen; allein der Wahrheit zu Folge müßte Aurora mit ihren Roſenfingern beſtändig die Thore des Himmels offen halten, und ihren gelben Mantel unaufhörlich von einem Orte zum andern ſchleppen, ſo wie die Götter, wenn ſie nur des Nachts ſchlafen wollen, gar nicht oder beſtändig ſchlafen müſſen.

So laſſen ſich auch, im Ganzen betrachtet, die Tage der Woche nicht unterſcheiden; denn das Stätige und Aneinanderhangende läßt ſich nur in der Einbildung und nach den Vorſpiegelungen der Sinne in beſtimmte und abgeſonderte Theile zertrennen; der Verſtand aber ſieht gar wohl, daß man da nicht ſtehen bleiben muß, wo keine wirkliche Abtheilung iſt. Iſt dieſes deutlich meine Freunde?

Gar ſehr, erwiederte Simmias.

Mit dem Leben und Tode der Thiere und Pflanzen verhält es ſich gleichfalls nicht anders. In der Folge von Veränderungen, die daſſelbe Ding erlitten, fängt ſich nach dem Urtheile unſerer Sinne da eine Epoche an, wo uns das Ding merklich als Pflanze oder als Thier in die Sinne fällt, und dieſes nennen wir das Aufkeimen der Pflanze, und die Geburt des Thieres. Den zweiten Zeitpunkt, da wo ſich die thieriſchen oder pflanzigen Bewegungen unſern Sinnen entziehen, nennen wir den Tod; und den dritten, wenn endlich die thieriſchen oder pflanzigen Formen verſchwinden und unſcheinbar werden, nennen wir den Untergang, die Verweſung des Thiers oder der Pflanze. In der Natur aber ſind alle dieſe Veränderungen Glieder einer ununterbrochenen Kette, allmählige Entwickelungen und Einwickelungen deſſelben Dinges, das ſich in unzählige Geſtalten einhüllt und einkleidet. Iſt hieran noch irgend ein Zweifel?

Im geringſten nicht, verſetzte Cebes.

Wenn wir ſagen, fuhr Sokrates fort, die Seele ſtirbt, ſo müſſen wir eines von beiden ſetzen: Entweder alle ihre Kräfte oder Vermögen, ihre Wirkungen und Leiden hören plötzlich auf, ſie verſchwindet gleichſam in einem Nu; oder ſie leidet, wie der Leib, all-

mälige Verwandelungen, unzählige Umkleidungen, die in einer ſtätigen Reihe fortgehen: und in dieſer Reihe gibt es eine Epoche, wo ſie keine menſchliche Seele mehr, ſondern etwas anders geworden iſt; ſo wie der Leib nach unzähligen Veränderungen aufhört, ein menſchlicher Leib zu ſein, und in Staub, Luft, Pflanze oder auch in Theile eines andern Thiers verwandelt wird. Gibt es einen dritten Fall, wie die Seele ſterben kann, einen Fall mehr, als plötzlich oder allmälig?

Nein, erwiederte Cebes. Dieſe Eintheilung erſchöpft die Möglichkeit ganz.

Gut, ſprach Sokrates. Die alſo noch zweifeln, ob die Seele nicht ſterblich ſein könnte, mögen wählen, ob ſie beſorgen, ſie möchte plötzlich verſchwinden, oder nach und nach aufhören, dasjenige zu ſein, was ſie war. Will Cebes nicht ihre Stelle vertreten, und dieſe Wahl über ſich nehmen?

Die Frage iſt, ob jene die Wahl ihres Sachwalters würden gelten laſſen. Mein Rath wäre, wir überlegten beide Fälle; denn wenn ſie auf meine Wahl Verzicht thäten, und ſich anders erklären ſollten: ſo dürfte morgen niemand mehr da ſein, der ſie widerlegen kann.

Mein lieber Cebes, verſetzte Sokrates: Griechenland iſt ein weitläuftiges Reich, und

auch unter den Barbaren muß es viele geben, denen dieſe Unterſuchung am Herzen liegt. — Doch es ſei! laß uns beide Fälle unterſuchen! Der erſte war: Vielleicht vergeht die Seele plötzlich, verſchwindet in einem Nu. An und für ſich iſt dieſe Todesart möglich. Kann ſie aber von der Natur hervorgebracht werden?

Keineswegs: wenn das wahr iſt, was wir vorhin zugegeben, daß die Natur keine Vernichtung hervorbringen könne.

Und haben wir dieſes nicht mit Recht zugegeben? fragte Sokrates. Zwiſchen Sein und Nichtſein iſt eine entſetzliche Kluft, die von der allmälig wirkenden Natur der Dinge nicht überſprungen werden kann.

Ganz recht, verſetzte Cebes. Wie aber, wenn ſie von einer übernatürlichen Macht, von einer Gottheit vernichtet würde?

O mein Theuerſter! rief Sokrates aus: wie glücklich, wie wohl verſorgt ſind wir, wenn wir nichts als die unmittelbare Hand des einzigen Wunderthäters zu fürchten haben! Was wir beſorgten, war, ob die Natur unſerer Seele nicht an und für ſich ſelbſt ſterblich ſei; und dieſe Beſorgniß ſuchten wir durch Gründe zu vereiteln. Ob aber Gott, der allgütige Schöpfer und Erhalter der Dinge, ſie durch ein Wunderwerk vernichten werde? — nein, Cebes, laß uns lie-

der befürchten, die Sonne würde uns in Eis verwandeln, ehe wir von der ſelbſtſtändigen Güte eine grundböſe Handlung, die Vernichtung durch ein Wunderwerk, befürchten wollen.

Ich bedachte es nicht, ſprach Cebes, daß mein Einwurf beinahe eine Läſterung ſei.

Die eine Todesart, die plötzliche Vernichtung, ſchreckt uns alſo nicht mehr, fuhr Sokrates fort; denn ſie iſt der Natur unmöglich. Doch überlegt auch folgendes, meine Freunde! Geſetzt, ſie wäre nicht unmöglich; ſo iſt die Frage: wann? zu welcher Zeit, ſoll unſere Seele verſchwinden? Vermuthlich zu der Zeit, da der Körper ihrer nicht mehr bedarf, in dem Augenblicke des Todes?

Allem Anſehen nach.

Nun haben wir aber geſehn, daß es keinen beſtimmten Augenblick gibt, da man ſagen kann, jetzt ſtirbt das Thier. Die Auflöſung der thieriſchen Maſchine hat ſchon lange vorher ihren Anfang genommen, ehe noch ihre Wirkungen ſichtbar geworden ſind; denn es fehlt niemals an ſolchen thieriſchen Bewegungen, die der Erhaltung des Ganzen zuwider ſind; nur daß ſie nach und nach zunehmen, bis endlich alle Bewegungen der Theile nicht mehr zu einem einzigen Endzwecke harmoniren, ſondern eine jede ihren beſondern Endzweck angenommen hat: und

alsdann iſt die Maſchine aufgelöſt. Dieſes geſchieht ſo allmalig, in einer ſo ſtätigen Ordnung, daß jeder Zuſtand eine gemeinſchaftliche Gränze des vorhergehenden und eine Urſache des nachfolgenden Zuſtandes zu nennen iſt. Haben wir dieſes nicht eingeſtanden?

Richtig!

Wenn alſo der Tod des Körpers auch der Tod der Seele ſein ſoll: ſo muß es auch keinen Augenblick geben, da man ſagen kann, jetzt verſchwindet die Seele, ſondern nach und nach, wie die Bewegungen in den Theilen der Maſchine aufhören zu einem einzigen Endzwecke zu harmoniren, muß die Seele auch an Kraft und innerer Wirkſamkeit abnehmen. Scheinet es dir nicht alſo, mein Cebes?

Vollkommen!

Aber ſiehe! welche wunderbare Wendung unſere Unterſuchung genommen hat! Sie ſcheint ſich, wie ein Kunſtwerk meines Eltervaters Dädalus, durch ein inneres Triebwerk von ihrer vorigen Stelle weggerollt zu haben.

Wie ſo?

Wir haben angenommen, unſere Gegner beſorgten, die Seele würde plötzlich zernichtet werden, und wollten zuſehen, ob dieſe Furcht gegründet ſei oder nicht. Wir haben darauf unterſucht, in welchem Augenblicke ſie

zernichtet werden möchte; und dieſe Unterſuchung ſelbſt brachte uns auf das Widerſpiel der Vorausſetzung, daß ſie nämlich nicht plötzlich vernichtet werde, ſondern allmälig an innerer Kraft und Wirkſamkeit abnehme.

Deſto beſſer, antwortete Cebes. So hat ſich jene angenommene Meinung gleichſam ſelbſt widerlegt.

Wir haben alſo nur noch dieſes zu unterſuchen, ob die innern Kräfte der Seele nicht ſo allmälig vergehen können, wie ſich die Theile der Maſchine trennen.

Richtig!

Laſſet uns dieſe treuen Gefährten, Leib Seele, die auch den Tod mit einander gemein haben ſollen, auf ihrer Reiſe verfolgen, um zu ſehen, wo ſie zuletzt bleiben. So lange die mehrſten Bewegungen der Maſchine auf die Erhaltung und das Wohlſein des Ganzen abzielen, die Werkzeuge der Empfindung noch ihre gehörige Beſchaffenheit haben; ſo beſitzt auch die Seele ihre völlige Kraft, empfindet, denkt, liebt, verabſcheut, begreift, und will. Nicht?

Unſtreitig!

Der Leib wird krank. Es äußert ſich eine ſichtbare Mißhelligkeit zwiſchen den Bewegungen, die in der Maſchine vorgehen, indem ihrer viele nicht mehr zur Erhaltung des

Ganzen harmoniren, ſondern ganz beſondere ſtreitende Endzwecke haben. Und die Seele?

Wie die Erfahrung lehrt, wird ſie indeß ſchwächer, empfindet unordentlich, denkt falſch, und handelt öfters wider ihren Dank.

Gut! Ich fahre fort. Der Leib ſtirbt: das heißt, alle Bewegungen ſcheinen nun nicht mehr auf das Leben und die Erhaltung des Ganzen abzuzielen; aber innerlich mögen wohl noch einige ſchwache Lebensbewegungen vorgehen, die der Seele noch einige dunkle Vorſtellungen verſchaffen: auf dieſe muß ſich alſo die Kraft der Seele ſo lange einſchränken. Nicht?

Allerdings!

Die Verweſung folgt. Die Theile, die bisher einen gemeinſchaftlichen Endzweck gehabt, eine einzige Maſchine ausgemacht haben, bekommen jetzt ganz verſchiedene Endzwecke, werden zu mannichfaltigen Theilen ganz verſchiedener Maſchinen. Und die Seele? mein Cebes, wo wollen wir die laſſen? Ihre Maſchine iſt verweſt. Die Theile, die noch von derſelben übrig ſind, ſind nicht mehr ihre, und machen auch kein Ganzes aus, das beſeelt werden könnte. Hier ſind keine Gliedmaßen der Sinne, keine Werkzeuge des Gefühls mehr, durch deren Vermittelung ſie irgend zu einer Empfindung gelangen könnte. Soll alſo alles in ihr öde ſein? Sollen alle

ihre Empfindungen und Gedanken, ihre Einbildungen, ihre Begierden und Verabſcheuungen, Neigungen und Leidenſchaften verſchwunden ſein, und nicht die geringſte Spur hinterlaſſen haben?

Unmöglich, ſprach Cebes. Was wäre dieſes anders, als eine völlige Vernichtung? Und keine Vernichtung, haben wir geſehen, ſteht in dem Vermögen der Natur.

Was iſt alſo für Rath? meine Freunde! Untergehen kann die Seele in Ewigkeit nicht; denn der letzte Schritt, man mag ihn noch ſo weit hinaus ſchieben, wäre immer noch, vom Daſein zum Nichts, ein Sprung, der weder in dem Weſen eines einzelnen Dinges, noch in dem ganzen Zuſammenhange gegründet ſein kann. Sie wird alſo fortdauern, ewig vorhanden ſein. Soll ſie vorhanden ſein, ſo muß ſie wirken und leiden, ſo muß ſie Begriffe haben; denn Empſinden, Denken und Wollen ſind die einzigen Wirkungen und Leiden, die einem denkenden Weſen zukommen können. Die Begriffe nehmen allezeit ihren Anfang von einer ſinnlichen Empfindung, und wo ſollen wir ſinnliche Empfindungen herbekommen, wenn keine Werkzeuge, keine Gliedmaßen der Sinne vorhanden ſind?

Nichts ſcheint richtiger, ſprach Cebes, als dieſe Folge von Schlüſſen; und gleichwohl leidet ſie zu einem offenbaren Widerſpruch.

Eines von beiden, fuhr Sokrates fort: entweder die Seele muß vernichtet werden, oder ſie muß nach der Verweſung des Leibes noch Begriffe haben. Man iſt ſehr geneigt, dieſe beiden Fälle für unmöglich zu halten, und gleichwohl muß einer davon wirklich ſein. Laß ſehen, ob wir aus dieſem Labyrinthe keinen Ausgang finden können! Von der einen Seite kann unſer Geiſt natürlicher Weiſe nicht vernichtet werden. Worauf gründet ſich dieſe Unmöglichkeit? — Seid unverdroſſen, Freunde! mir durch dornichte Gänge zu folgen: ſie führen uns in eine der herrlichſten Gegenden, die das Gemüth der Menſchen jemals ergötzt haben. Antwortet mir! Hat uns nicht ein richtiger Begriff von Kraft und natürlicher Veränderung auf die Folge geleitet, daß die Natur keine Vernichtung wirken könne?

Richtig!

Von dieſer Seite iſt alſo ſchlechterdings kein Ausgang zu hoffen, und wir müſſen umkehren. Die Seele kann nicht vergehen, ſie muß nach dem Tode fortdauern, wirken, leiden, Begriffe haben. Hier ſteht uns die Unmöglichkeit im Wege, daß unſer Geiſt ohne ſinnliche Eindrücke noch Begriffe haben ſoll; aber wer leiſtet für dieſe Unmöglichkeit die Gewähr? Iſt es nicht blos die Erfahrung, daß wir hier in dieſem Leben niemals ohne ſinnliche Eindrücke haben denken können?

Nicht anders.

Was für Grund haben wir aber, dieſe Erfahrung über die Gränzen dieſes Lebens auszudehnen, und der Natur ſchlechterdings die Möglichkeit abzuſprechen, die Seele, ohne dieſen gegliederten Leib, denken zu laſſen? Was meinſt du, Simmias? würden wir einen Menſchen nicht lächerlich finden, der die Mauern von Athen niemals verlaſſen hätte, und aus ſeiner eigenen Erfahrung ſchließen wollte, daß in allen Theilen des Erdbodens Tag und Nacht, Sommer und Winter, nicht anders, als bei uns, abwechſelten?

Nichts wäre ungereimter.

Wenn ein Kind im Mutterleibe denken könnte, würde es wohl zu bereden ſein, daß es dereinſt, von ſeiner Wurzel abgelöſt, in freier Luft das erquickende Licht der Sonne genießen werde? Würde es nicht vielmehr aus ſeinen jetzigen Umſtänden die Unmöglichkeit eines ſolchen Zuſtandes beweiſen zu können glauben?

Allem Anſehen nach.

Und wir Blödſinnigen, denken wir etwa vernünftiger, wenn wir, in dieſes Leben eingekerkert, durch unſere Erfahrungen ausmachen wollen, was der Natur auch nach dieſem Leben möglich ſei? — Ein einziger Blick in die unerſchöpfliche Mannichfaltigkeit der Natur kann uns von dem Ungrunde ſolcher

Schlüſſe überführen. Wie dürftig, wie ſchwach würde ſie ſein, wenn ihr Vermögen nicht weiter reichte, als unſere Erfahrung?

Freilich.

Wir können alſo mit gutem Grunde dieſe Erfahrung verwerfen, indem wir ihr die ausgemachte Unmöglichkeit entgegengeſetzt, daß unſer Geiſt untergehen ſollte. Homer läßt ſeinen Helden mit Recht ausrufen: Fürwahr! auch in den Hauſern des Orkus webt noch die Seele, wiewohl kein Leichnam dahin kommt.*) Die Begriffe, die uns Homer von dem Orkus macht und von den Schatten, die hinunter wandeln, ſcheinen zwar nicht überall mit der Wahrheit übereinzukommen; aber dieſes iſt gewiß, meine Geliebten, unſer Geiſt ſiegt über Tod und Verweſung, läßt den Leichnam zurück, um hienieden in tauſend veränderten Geſtalten die Abſichten des Allerhöchſten zu erfüllen: er hingegen erhebt ſich über den Staub, und fährt fort, nach andern natürlichen, aber überirdiſchen Geſetzen, die

*) Plato hat dieſen Vers des Homer anders verſtanden, als einige neuere Ausleger, und führt ihn z. B. in ſeiner Republik als tadelhaft an. Man wird mir aber hoffentlich erlauben, an dieſer Stelle die günſtigere Auslegung gelten zu laſſen.

Werke des Schöpfers zu beſchauen, und Gedanken von der Kraft des Unendlichen zu hegen. Erwägt jedoch dieſes, meine Freunde! Wenn unſere Seele nach dem Tode ihres Leibes noch lebt und denkt, wird ſie nicht auch alsdann, ſo wie in dieſem gegenwärtigen Zuſtande, nach der Glückſeligkeit ſtreben?

Wahrſcheinlich dünkt mich's, ſprach Simmias; allein ich traue meiner Vermuthung nicht mehr, und wünſchte deine Gründe zu hören.

Meine Gründe ſind dieſe, verſetzte Sokrates: Wenn die Seele denkt, ſo müſſen in ihr Begriffe mit Begriffen abwechſeln, ſo muß ſie dieſe Begriffe gerne, jene ungerne haben wollen, das heißt einen Willen haben; hat ſie aber einen Willen, wohin kann dieſer anders zielen, als nach dem höchſten Grade des Wohlſeins, nach der Glückſeligkeit?

Dieſes war allen deutlich. — Aber wie? fuhr Sokrates fort: Das Wohlſein eines Geiſtes, der nicht mehr für die Bedürfniſſe ſeines Leibes zu ſorgen hat, worin beſteht dieſes? Speiſe und Trank, Liebe und Wolluſt kann ihm nicht mehr behagen; was in dieſem Leben Gefühl, Gaumen, Augen und Ohren ergötzt, iſt dort ſeiner Achtung unwurdig: kaum daß ihm noch eine ſchwache, vielleicht reuvolle Erinnerung von den Wollüſten bleibt, die er

in Geſellſchaft ſeines Leibes genoſſen. Wird er wohl nach dieſen ſonderlich ſtreben?

So wenig als ein vernünftiger Mann nach den Tändeleien der Kindheit, ſprach Simmias.

Wird etwa ein großes Vermögen das Ziel ſeiner Wunſche ſein?

Wie könnte dies in einem Zuſtande möglich ſein, wo, allem Anſehen nach, kein Eigenthum beſeſſen, kein Vermögen genoſſen werden kann.

Die Ehrbegierde iſt zwar eine Leidenſchaft, die, dem Anſehen nach, dem abgeſchiedenen Geiſte noch bleiben kann: denn ſie ſcheint wenig von den Leibesbedürfniſſen abzuhangen; allein, worin kann der körperloſe Geiſt den Vorzug ſetzen, der ihm Ehre bringen ſoll? Gewiß nicht in Macht, nicht in Reichthum, auch nicht in den Adel der Geburt: denn alle dieſe Thorheiten läßt er mit ſeinem Körper auf der Erde zuruck.

Freilich!

Es bleibt ihm alſo nichts als Weisheit, Tugendliebe und Erkenntniß der Wahrheit, was ihm einen Vorzug geben und ihn über ſeine Nebengeſchöpfe erheben könnte. Außer dieſer edlen Ehrbegierde ergötzen ihn noch die geiſtigen angenehmen Empfindungen, die die Seele auch auf Erden ohne ihren Körper genießt: Schönheit, Ordnung, Ebenmaß, Vollkommenheit. Dieſe Empfindungen ſind der

Natur eines Geiſtes ſo anerſchaffen, daß ſie ihn niemals verlaſſen können. Wer alſo auf Erden für ſeine Seele Sorge getragen, wer in dieſem Leben ſich in Weisheit, Tugend und Empfindung der wahren Schönheit hat üben laſſen, der hat die größten Hoffnungen, auch noch nach dem Tode in dieſen Uebungen fortzufahren, und von Stufe zu Stufe ſich dem erhabenſten Urweſen zu nähern, welches die Quelle aller Weisheit, der Inbegriff aller Vollkommenheiten, und vorzugsweiſe die Schönheit ſelbſt iſt. Erinnert euch, meine Freunde! jener entzückten Augenblicke, die ihr genoſſen, ſo oft eure Seele, von einer geiſtigen Schönheit hingeriſſen, den Leib ſammt ſeinen Bedürfniſſen vergaß, und ſich ganz der himmliſchen Empfindung überließ. Welcher Schauer! welche Begeiſterung! Nichts als die nähere Gegenwart einer Gottheit kann dieſe erhabenen Entzückungen in uns erregen. Auch iſt in der That jeder Begriff einer geiſtigen Schönheit ein Blick in das Weſen der Gottheit; denn das Schöne, Ordnungsmäßige und Vollkommne, das wir wahrnehmen, iſt ein ſchwacher Abdruck Deſſen, der die ſelbſtſtändige Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit iſt.

Ich erinnere mich, dieſe Gedanken ſchon bei einer andern Gelegenheit deutlich genug auseinander geſetzt zu haben, und will gegenwärtig nur die Folge daraus herleiten: Wenn

es wahr iſt, daß nach dieſem Leben Weisheit und Tugend unſern Ehrgeiz, und das Beſtreben nach geiſtiger Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit unſere Begierden ausmachen; ſo wird unſer fortdauerndes Daſein nichts als ein ununterbrochenes Anſchauen der Gottheit ſein, ein himmliches Ergötzen, das, ſo wenig wir jetzo davon begreifen, den edlen Schweiß des Tugendhaften mit unendlichem Wucher belohnt. Was ſind alle Mühſeligkeiten dieſes Lebens gegen eine ſolche Ewigkeit! Was iſt Armuth, Verachtung und der ſchmählichſte Tod, wenn wir uns dadurch zu einer ſolchen Glückſeligkeit vorbereiten können! Nein, meine Freunde! wer ſich eines rechtſchaffenen Wandels bewußt iſt, kann ſich unmöglich betrüben, indem er die Reiſe zu dieſer Seligkeit antritt. Nur, wer in ſeinem Leben Götter und Menſchen beleidigt, wer ſich in viehiſcher Wolluſt herumgewälzt, wer der vergötterten Ehre Menſchenopfer geſchlachtet, und an Anderer Elend ſein Ergötzen gefunden; der mag an der Schwelle des Todes zittern, indem er keinen Blick in das Vergangene ohne Reue, keinen in die Zukunft ohne Furcht thun kann. Da ich aber, Dank ſei der Gottheit! mir keine von dieſen Vorwürfen zu machen habe, da ich in meinem ganzen Leben die Wahrheit mit Eifer geſucht, und die Tugend über alles geliebt habe: ſo freue ich mich, die Stimme

der Gottheit zu hören, die mich von hinnen ruft um in jenem Licht zu genießen, wonach ich in dieſer Finſternis geſtrebt habe. Ihr aber, meine Freunde überlegt wohl die Gründe meiner Hoffnungen; und wenn ſie euch überzeugen, ſo ſegnet meine Reiſe, und lebet ſo, daß euch der Tod dereinſt abrufe, nicht mit Gewalt von hinnen ſchleppe! Vielleicht führt uns die Got heit dereinſt, in verklärter Freundſchaft, einander in die Arme. O! mit welchem Entzucken würden wir uns alsdann des heutigen Tages erinnern!

An das evangeliſche Deutſchland

über die

im Bibliographiſchen Inſtitut zu Hildburg-
hauſen, Gotha und New-York

unter den Titeln:

1) Bibel für Konfirmanden; 2) Haus-
und Familienbibel, und 3) Kirchen-
und Paſtoralbibel

erſcheinenden

Prachtausgaben

der ganzen

Heiligen Schrift

des

alten und neuen Teſtamentes

nach der deutſchen Ueberſetzung

D. Martin Luthers.

Geiſt des Unternehmens.

Die evangeliſchen Familienhäupter, vornehmlich die der gebildeteren und höheren Stände, empfinden tief das Bedürfniß einer ächt Lutheriſchen, in Druck

und Schmuck würdig und wahrhaft ſchön ausgeſtatteten Bibel. Sie erkennen es als heiliges Geſetz an, daß nur eine ſolche Bibel, wenn ſie vorhanden wäre, auf dem Altare der kirchlichen und Familien-Andacht aufgeſchlagen und den Händen der Ihrigen übergeben werden dürfte. Sie ſind überzeugt, daß das Aeußere dem Innern, das Aeſthetiſche dem Religiöſen, die Anſchauung dem frommen Gefühle die Hand bieten ſoll; denn die reine Liebe des Schönen und die reine Liebe der Religion, wie eng ſind beide verſchwiſtert! Sie bekennen es, daß auch das unbefangenſte, unverbildetſte Gemüth, beſonders das jugendliche, weit lieber bei dem göttlichen Worte verweilt und in die Tiefen ſeiner Weisheit eindringt, wenn das Auge auf einem ſchönen Bibelbuche ruht, als wenn es von den Geſtalten des Gemeinen und Unäſthetiſchen, von dem Mißverhältniſſe zwiſchen Inhalt und Form beleidigt und abgeſtoßen wird. Darum fordern ſie eine Bibel, deren Aeußeres dem heiligen Innern entſpricht, um ſie zur Leitung häuslicher Erbauung als Familienkleinod zu ehren, um ſie der Jugend zu überreichen, um ſie an entſcheidungsvollen Tagen am Tage der Confirmation, der Geburtsfeier, der Schließung des Ehebundes zum wür-

digſten Geſchenke der frommen Liebe und zur werthvollſten Mitgabe für das unſichere Erdenleben zu reichen.

Dieſe gerechte Forderung, ſchon oft und von vielen Seiten her ergangen, wird in unſern Tagen, in denen nach langer Kälte und Erſchlaffung das chriſtlich-religiöſe Leben auf mannichfache Weiſe wieder rege ward und erſtarkte, lauter und dringender. — Um ſo auffallender, um ſo unerklärlicher auch iſt es, daß ſie bis jetzt, in Deutſchland gänzlich unbeachtet blieb. Andachtsbücher mit typographiſcher Eleganz und äſthetiſchem Schmucke werden mit jedem Jahre, mit jeder Meſſe in immer größerer Menge dem deutſchen Publikum geboten, aber der Urquell aller dieſer hellen und trüben Bäche — wie unbegreiflich wenig wurde bis zu dieſer Stunde für ſeine Form, für ſeine anſprechende Einfaſſung, für ſeine Ausſchmückung gethan! Seit einem Jahrhundert iſt auch nicht eine Bibelausgabe in Deutſchland erſchienen, welche den Anforderungen des gebildeten Bibelfreundes genügt. — In den meiſten Familien finden ſich vielmehr noch Bibeln, die in typographiſcher Hinſicht vom beſcheidenen Hauskalender übertroffen werden, und Bibeln ſieht man noch in den Händen ſelbſt der vornehmeren Jugend, aus deren Beſchaffenheit der

Unkundige nichts weniger errathen dürfte, als daß dieſe grauen Blätter mit ihren abgenutzten und ſchmutzigen Lettern das heiligſte Kleinod der Chriſtenheit, das köſtlichſte Geſchenk des Himmels bergen!

Es iſt hier nicht der Ort, über die Urſache dieſer unedlen, nachläſſigen Behandlung des Buches der Bücher zu reden. Aber ohne Anmaßung dürfen wir es als ein, das dringendſte und heiligſte Bedürfniß der Zeit befriedigendes Unternehmen verkünden daß wir vor drei Jahren den Plan gefaßt und ſeitdem mit großem Aufwande zur nunmehrigen Ausführung vorbereitet haben:

die ſämmtlichen Schriften des alten und neuen Teſtaments, nach D. Martin Luther's noch unübertroffener Ueberſetzung, in drei verſchiedenen, ihren beſondern Zwecken angemeſſenen Ausgaben, im herrlichſten Gewande, zu den denkbar niedrigſten Preiſen dem evangeliſchen Deutſchland zu übergeben.

Die Größe dieſes Unternehmens, (zu welchem uns nicht religiöſe Ehrfurcht allein, ſondern auch ein nationales Gefühl und der Wunſch begeiſterte, etwas zur Verherrlichung der Größe des deutſchen Mannes zu thun, der das angekettete Buch des Heils entfeſſelte und in der

Allen verſtändlichen Mutterſprache ſeinem Volke zum Gemeingut gab) ſteht klar vor unſerm Blicke. — Sie hat uns nie entmuthigt, aber ſie hat bewirkt, daß uns die größte Beſonnenheit auf jedem Schritte zur Ausführung begleitete. Nachdem wir uns durch Vergleichung der beſten alten Bibelausgaben mit faſt ſammtlichen neuern überzeugt, wie leichtſinnig und frevelhaft man in den meiſten der letzteren die Kernſprache des in ſeiner kraftvollen Eigenthümlichkeit höchſt geiſtreichen Luther verhunzt und verwüſtet hat, mit welchem empörenden Vorwitz die unheilige, tärpiſche Hand unwiſſender, unbekannter Correktoren am herrlichen Gewande meiſterte, in das der groſe Reformator das gottliche Wort, mit der gewiſſenhafteſten Scheu vor deſſen Entſtellung kleidete — ward auf den einſtimmigen Wunſch der von uns befragten Sackenner eine neue, kritiſche Reviſion des Textes unſere erſte Sorge. Es iſt gelungen, zwei ausgezeichnete Theologen die im Gebiete der bibliſchen Literatur mit Ruhm genannt werden und zugleich tiefe Kenner der deutſchen Sprache ſind, fur die Beſorgung unſrer Bibelausgaben zu gewinnen. Ihrer Sorgfalt wird es das Publikum verdanken, daß es den Lutheriſchen Text, nebſt Luther's trefflichen Vorreden zu den einzelnen Büchern, unverfälſcht und unverkümmert endlich einmal wie

der erhalte. Zur Grundlage dienten den Reviſoren die Original-Editionen Luther's ſelbſt *); Luther's Ausdruck bleibt unangetaſtet; das alterthümliche, prachtvolle Gewand ſeiner Sprache wird in ſeiner herrlichen Eigenthümlichkeit wieder erſcheinen, — und nur da, wo eine Form in der Wortbeugung offenbar gegen die jetzt bewährten grammatiſchen Geſetze anſtößt und deshalb Mißverſtand veranlaſſen könnte, wird eine ſchonende Berichtigung zugelaſſen **). Orthographie und Interpunction werden nach den ausgemachten Grundſätzen unſerer Zeit geſtaltet; denn daß die Beibehaltung der — ohnehin in den verſchiedenen Originalausgaben ſehr abweichenden — Orthographie und Interpunction Luther's unſere Bibel dem größten Theile der Leſer nur ungenießbar machen und abſurd ſein würde, braucht für Keinen bemerkt zu werden, der die eigenen Bibel-

*) Das N. T., Wittenberg 1522; Baſel 1523. Die Bibel, Wittenberg 1534; 1535; 1541. Vorzüglich aber die Wittenberger Ausgabe von 1545: von Luther's letzter Reviſion.

**) Um unſern Bibelausgaben, rückſichtlich der Aechtheit des Lutheriſchen Textes, Autorität zu geben, werden wir ſie ſämmtlichen evangeliſchen Oberconſiſtorien Deutſchlands zur Prüfung vorlegen und deren Approbation einholen.

Editionen des großen Mannes nur oberflächlich angeſehen hat. — Auch die Anführung der Parallelſtellen, gegen deren Weglaſſung das Gutachten berühmter Theologen entſchieden hat, wird unter Benutzung der beſten neuern Bibelausgaben beſorgt und dabei der Satz ſo angeordnet werden, daß ſie bei'm Leſen dem Auge nicht hindernd und ſtörend begegnen.

Subſcriptionsbedingungen.

Die vorerwähnten wohlfeilen Prachtausgaben der

Heiligen Schrift

erſcheinen vom 15. Oct. dieſes Jahres an in drei Editionen unter folgenden Titeln:

1) Bibel für Konfirmanden,

in groß Imperial-Octav, mit 12 herrlichen Kupfern und einer Karte, in 12 einmonatl. Lieferungen zu 4 Gr. Sächſ. od. 5 1/4 Slbgr. Preuß. od. 18 Kr. Rheinl. od. 8 ßl. Hamb. Cur. Subſcriptionspreis.

2) Haus- und Familienbibel,

mit größerer Schrift, in 2 Ausgaben, auf Schweizerpapier und engl. Velin, Format Colombier Octav; die Ausgabe Nro. 1. mit 24, die Nro. 2 mit 36 Kupfern, gleichfalls in 12 Lieferungen; jede Lieferung Nro. 1. zu 6 Gr. Sächſ. od. 7 3/4 Slbgr. Preuß. od. 27 Kr. Rh. od. 12 ßl.

Hamb. Curant; Nro. 2. zu 10 Gr. Sächſ. oder 13. Slbgr. Preuß. od. 45 Kr. Rh. od. 20 ßl. Hamburger Curant.

3) Kirchen- und Paſtoralbibel,

mit ganz großer Schrift, auf dickes Patentvelin in Imperial-Quart, mit 50 prachtvollen Kupfern und 4 Karten in 24 Lieferungen, jede zu 8 Gr. S. od. 10 1/2 Slbgr. Preuß. od. 36 Kr. Rheinl. oder 1 Mark Hamburger Curant.

Man bezahlt jede Lieferung einzeln und erſt bei Empfang derſelben.

Unterzeichner für zehn Exemplare erhalten ein eilftes gratis. Größere Aufträge von Buchbindern, Colporteurs ꝛc. genießen außerdem noch Rabatt.

Den löblichen Bibelgeſellſchaften bewilligt das Inſtitut bei Beſtellungen von Parthieen bedeutende weitere Vortheile. Der größten Verbreitung dieſer herrlichen, in einem wahrhaft würdigen Aeußern erſcheinenden Ausgaben des göttlichen Worts, — des lautern, unverfälſchten Gotteswortſ, wie unſer großer Luther es uns zuerſt deutſch gab — wird das Unterzeichnete gern den geringen Gewinn, den es am Subſcriptionspreiſe bei ſehr großem Abſatz haben konnte, zum Opfer bringen.

Hildburghauſen, Gotha und
New-York, am 1. Juli 1830.

Das Bibliographiſche Inſtitut.

Miniatur-Bibliothek

der

Deutſchen Claſſiker.

Einundneunzigſte Lieferung.

Moſes Mendelſohn's Phädon.

Zweiter Theil.

Miniatur-Bibliothek

der

Deutſchen Claſſiker.

Moſes Mendelsſohn's Phädon.

Zweiter Theil.

Hildburghauſen u. New-York.
Druck u. Verlag vom Bibliographiſchen Inſtitut.
1830.

Phädon

oder über

die Unſterblichkeit der Seele.

Von

Moſes Mendelsſohn.

Vollſtändige Miniatur-Ausgabe.

Mit Biographie und Portrait.

Hildburghauſen u. New-York.
Druck u. Verlag vom Bibliographiſchen Inſtitut.
1830.

Zweites Geſpräch.

Phädon.

Unſer Lehrer hatte ausgeredet, und ging, wie in Gedanken vertieft, im Zimmer auf und nieder; wir ſaßen alle und ſchwiegen, und dachten der Sache nach. Nur Cebes und Simmias ſprachen leiſe mit einander.

Sokrates ſah ſich um, und fragte: Warum ſo leiſe? meine Freunde! Sollen wir nicht erfahren, was an den vorgebrachten Vernunftgründen zu verbeſſern ſei? Ich weiß wohl, daß ihnen zur völligen Deutlichkeit noch verſchiedenes fehlt. Wenn ihr euch alſo jetzt von andern Dingen unterhaltet, ſo mag es gut ſein, redet ihr aber von der Materie, die wir vorhaben, ſo entdeckt uns immer eure Einwürfe und Zweifel,

damit wir ſie gemeinſchaftlich unterſuchen, und entweder heben, oder ſelbſt mit zweifeln mögen. — Simmias ſprach: Ich muß dir geſtehen, Sokrates! daß wir beide Einwürfe zu machen haben, und uns ſchon lange einer den andern antreiben, ſie vorzubringen, weil wir beide gerne deine Widerlegung hören möchten, jeder aber ſich ſcheuet, dir bei jetziger Widerwärtigkeit beſchwerlich zu fallen. — Als Sokrates dieſes hörte, lächelte er, und ſprach: Ei! wie ſchwer, o Simmias! werde ich andere Menſchen bereden können, daß ich meine Umſtände für ſo mißlich nicht halte, da Ihr mir es noch immer nicht glauben könnt, und beſorgt, ich möchte jetzt unmuthiger und verdrießlicher ſein, als ich vormals geweſen bin. Man ſagt von den Schwänen, daß ſie nahe an ihrem Ende lieblicher ſingen, als in ihrem ganzen Leben. Wenn dieſe Vögel, wie es heißt, dem Apollo geheiligt ſind, ſo würde ich ſagen, daß ihr Gott ſie in der Todesſtunde einen Vorſchmack von der Seligkeit jenes Lebens empfinden läßt, und daß ſie ſich an dieſem Gefühl ergötzen und ſingen. Mit mir verhält es ſich eben ſo. Ich bin ein Prieſter dieſes Gottes: und in Wahrheit, er hat meiner Seele ein ahnendes Gefühl von der Seligkeit nach dem Tode eingeprägt, das allen Unmuth vertreibt, und mich, nahe an meinem Tode, weit heiterer ſein läßt, als in meinem ganzen Leben.

Eröffnet mir alſo ohne Bedenken eure Zweifel und Einwürfe. Fraget, was ihr zu fragen habt, ſo lange es die Eilf Männer noch erlauben.

Gut! erwiederte Simmias, ich werde alſo den Anfang machen, und Cebes mag folgen. Ich habe nur noch eine einzige Einnerung voraus zu ſchicken: Wenn ich Zweifel wider die Unſterblichkeit der Seele errege, ſo geſchieht es nicht wider die Wahrheit dieſer Lehre, ſondern wider ihre vernunftmäßige Erweislichkeit, oder vielmehr wider den Weg, welchen du, o Sokrates! gewählt haſt, uns durch die Vernunft davon zu überzeugen. Im übrigen nehme ich dieſe troſtvolle Lehre von ganzem Herzen nicht nur ſo an, wie du ſie uns vorgetragen, ſondern ſo, wie ſie uns von den älteſten Weiſen iſt überliefert worden; einige Verfälſchungen ausgenommen, die von den Dichtern und Fabelerfindern hinzugethan worden ſind. Wo unſere Seele keinen Grund der Gewißheit findet, da vertrauet ſie ſich den beruhigenden Meinungen an, wie Fahrzeugen auf dem bodenloſen Meere, die ſie bei heiterm Himmel ſicher durch die Wellen dieſes Lebens hindurch führen. Ich fühle es, daß ich der Lehre von der Unſterblichkeit und von der Vergeltung nach unſerm Tode, nicht widerſprechen kann, ohne unendliche Schwierigkeiten ſich erheben zu ſehen, ohne alles, was ich je für

wahr und gut gehalten, ſeiner Zuverläſſigkeit beraubt zu ſehen. Iſt unſere Seele ſterblich: ſo iſt die Vernunft ein Traum, den uns Jupiter geſchickt hat, uns Elende zu hintergehen; ſo fehlt der Tugend aller Glanz, der ſie unſern Augen göttlich macht; ſo iſt das Schöne und Erhabene, das Sittliche ſowohl als das Phyſiſche kein Abdruck göttlicher Vollkommenheit (denn nichts Vergängliches kann den ſchwächſten Strahl göttlicher Vollkommenheit faſſen); ſo ſind wir, wie das Vieh, hierher geſetzt worden, Futter zu ſuchen und zu ſterben; ſo wird es in wenig Tagen gleich viel ſein, ob ich eine Zierde oder eine Schande der Schöpfung geweſen, ob ich mich bemüht, die Anzahl der Glückſeligen oder der Elenden zu vermehren; ſo hat der verworfenſte Sterbliche ſogar die Macht, ſich der göttlichen Herrſchaft zu entziehen, und ein Dolch kann das Band auflöſen, welches den Menſchen mit Gott verbindet. Iſt unſer Geiſt vergänglich: ſo haben die weiſeſten Geſetzgeber und Stifter der menſchlichen Geſellſchaften uns, oder ſich ſelbſt betrogen; ſo hat das geſammte Menſchengeſchlecht ſich gleichſam verabredet, eine Unwahrheit zu hegen, und die Betrüger zu verehren, die ſolche erdacht haben; ſo iſt ein Staat freier, denkender Weſen nichts mehr, als eine Heerde vernunftloſen Viehes, und der Menſch — ich entſetze mich, ihn in dieſer Nie-

drigkeit zu betrachten! Der Hoffnung zur Unſterblichkeit beraubt, iſt dieſes Wundergeſchöpf das elendeſte Thier auf Erden, das, zu ſeinem Unglück, über ſeinen Zuſtand nachdenken, den Tod fürchten und verzweifeln muß. Nicht der allgütige Gott, der ſich an der Glückſeligkeit ſeiner Geſchöpfe ergötzt; ein ſchadenfrohes Weſen müßte ihn mit Vorzügen begabt haben, die ihn nur bejammernswerther machen. Ich weiß nicht, welche beklemmende Angſt ſich meiner Seele bemeiſtert, wenn ich mich an die Stelle der Elenden ſetze, die eine Vernichtung fürchten. Die bittere Erinnerung des Todes muß alle ihre Freuden vergällen. Wenn ſie der Freundſchaft genießen, wenn ſie die Wahrheit erkennen, wenn ſie die Tugend ausüben, wenn ſie den Schöpfer verehren, wenn ſie über Schönheit und Vollkommenheit in Entzückung gerathen wollen: ſo ſteigt der ſchreckliche Gedanke der Vernichtung, wie ein Geſpenſt, in ihrer Seele empor, und verwandelt die gehoffte Freude in Verzweiflung. Ein Hauch, der ausbleibt, ein Pulsſchlag, der ſtille ſteht, beraubt ſie aller dieſer Herrlichkeit, das Gott-verehrende Weſen wird Staub, Moder und Verweſung.

Ich danke den Göttern, frei von dieſer Furcht zu ſein, die alle Wollüſte meines Lebens mit Skorpionſtichen unterbrechen würde. Meine Begriffe von der Gottheit, von

der Tugend, von der Würde des Menſchen, und von dem Verhältniſſe, in welchem er mit Gott ſteht, laſſen mir keinen Zweifel mehr über ſeine Beſtimmung. Die Hoffnung eines zukünftigen Lebens löſt alle dieſe Schwierigkeiten auf, und bringt die Wahrheiten, von welchen wir auf ſo mancherlei Weiſe überzeugt ſind, wieder in Harmonie. Sie rechtfertigt die Gottheit, ſetzt die Tugend in ihren Adel ein, gibt der Schönheit ihren Glanz., der Wolluſt ihren Reiz, verſüßt das Elend und macht ſelbſt die Plagen dieſes Lebens in unſern Augen verehrenswerth: indem wir alle Begebenheiten hienieden mit den unendlichen Reihen von Folgen vergleichen, die durch dieſelben veranlaßt werden. Eine Lehre, die mit ſo vielen bekannten und ausgemachten Wahrheiten in Harmonie ſteht, und durch welche wir ſo ungezwungen eine Menge von Schwierigkeiten gehoben ſehen, findet uns ſehr geneigt, ſie anzunehmen; bedarf beinahe keines fernern Beweiſes. Denn wenn gleich von dieſen Gründen einzeln genommen vielleicht keiner den höchſten Grad der Gewißheit mit ſich führt: ſo überzeugen ſie uns doch, zuſammengenommen, mit einer ſo ſiegenden Gewalt, daß ſie uns völlig beruhigen, und alle unſere Zweifel aus dem Felde ſchlagen.

Allein, mein theurer Sokrates! die Schwie-

rigkeit iſt, alle dieſe Gründe, ſo oft wir es wünſchen, mit der gehörigen Lebhaftigkeit gegenwärtig zu haben, um ihre Harmonie mit Einleuchtung zu überſchauen. Wir ſind zu allen Zeiten und in allen Umſtänden dieſes Lebens ihres Beiſtandes benöthigt; aber nicht alle Zeiten nicht alle Umſtände dieſes Lebens vergönnen uns die Ruhe und Beſonnenheit der Seele, uns aller dieſer Gründe lebhaft zu erinnern, und die Kraft der Wahrheit zu fühlen, die ihrem Zuſammenhange eingeflochten iſt. So oft wir uns einen Theil derſelben entweder gar nicht, oder nicht mit der erforderlichen Lebhaftigkeit vorſtellen, ſo verliert die Wahrheit von ihrer Stärke, und unſere Seelenruhe iſt in Gefahr. Wenn aber jener Weg, den du, o Sokrates, einſchlägſt, uns durch eine einfache Reihe von unumſtößlichen Gründen zur Wahrheit führt: ſo können wir hoffen, uns des Beweisthums zu verſichern, und ihn zu allen Zeiten in unſerer Gewalt zu haben. Eine Kette deutlicher Schlüſſe läßt ſich leichter in die Gedanken zurück bringen, als jene Uebereinſtimmung der Wahrheiten, die gewiſſermaßen ihre eigene Gemüthsbeſchaffenheit erfordert. Aus dieſer Urſache trage ich kein Bedenken, dir alle die Zweifel entgegenzuſetzen, die der entſchloſſenſte Leugner der Unſterblichkeit vorbringen könnte.

Wenn ich dich recht verſtanden habe, ſo war dein Beweis etwa folgender: Seele und Körper ſtehen in der genaueſten Verbindung; dieſer wird allmälig in ſeine Theile aufgelöſt, jene muß entweder vernichtet werden, oder Vorſtellungen haben. Durch natürliche Kräfte kann nichts vernichtet werden; daher kann unſere Seele natürlicher Weiſe niemals aufhören Begriffe zu haben. — Wie aber, mein beſter Sokrates! wenn ich durch ähnliche Gründe bewieſe, daß die Harmonie fortdauern müſſe, wenn man auch die Leier zerbräche; oder daß die Symmetrie eines Gebäudes noch vorhanden ſein müſſe, wenn auch alle Steine von einander geriſſen und zu Staub zermalmt wären? Die Harmonie ſowohl als die Symmetrie, würde ich ſagen, iſt etwas: nicht? Man würde mir dieſes nicht leugnen; jene ſteht mit der Leier und dieſe mit dem Gebäude in genauer Verbindung: auch dieſes müßte man zugeben. Vergleichet die Leier oder das Gebäude mit dem Körper, und die Harmonie oder Symmetrie mit der Seele; ſo haben wir erwieſen, daß das Saitenſpiel länger dauern müſſe, als die Saiten, das Ebenmaß länger, als das Gebäude. Nun iſt dieſes in Abſicht auf die Harmonie und Symmetrie höchſt ungereimt; denn da ſie nur die Art und Weiſe der Zuſammenſetzung andeuten: ſo können ſie nicht

länger dauren, als die Zuſammenſetzung ſelbſt.

Ein Gleiches läßt ſich von der Geſundheit behaupten: Sie iſt eine Eigenſchaft des gegliederten Körpers, und nirgend anders anzutreffen, als wo die Verrichtungen dieſer Glieder zur Erhaltung des Ganzen abzielen; ſie iſt ein Eigenthum des Zuſammengeſetzten, und verſchwindet, wenn das Zuſammengeſetzte in ſeine Theile aufgelöſt wird. Mit dem Leben hat es wahrſcheinlicher Weiſe eine ähnliche Bewandtniß. Das Leben einer Pflanze hört auf, ſobald die Bewegungen in den Theilen derſelben zur Auflöſung des Ganzen abzielen. Das Thier hat vor der Pflanze die Gliedmaßen der Sinne und die Empfindung, endlich der Menſch hat die Vernunft voraus. Vielleicht iſt dieſe Empfindung in den Thieren, und ſelbſt die Vernunft des Menſchen nichts als ſolche Eigenſchaften des Zuſammengeſetzten, wie Leben, Geſundheit, Harmonie u. ſ. w., die ihrer Beſchaffenheit nach nicht länger dauren können, als die Zuſammenſetzungen, von denen ſie unzertrennlich ſind. Reicht die Kunſt des Baues hin, Pflanzen und Thieren Leben und Geſundheit zu geben, ſo kann eine höhere Kunſt vielleicht dem Thiere Empfindung, und dem Menſchen Vernunft verleihen. Wir Blödſinnigen begreifen jenes ſo wenig, als dieſes. Des geringſten

Blättchens kunſtreiche Bildung überſteigt alle menſchliche Vernunft, enthält Geheimniſſe, die des Fleißes und der Scharfſinnigkeit unſerer ſpäteſten Nachkommen noch ſpotten werden; und wir wollen vorſchreiben, was durch die Organiſation erhalten werden kann, und was nicht? Wollen wir der Allmacht, oder der Weisheit des Schöpfers Gränzen ſetzen? Eines von beiden, dächte ich, müſſen wir aber nothwendig, wenn unſere Richtigkeit entſcheiden ſoll, daß ſelbſt die Kunſt des Allmächtigen kein Vermögen zu empfinden und zu denken durch die Bildung der feinſten Materie hervorbringen könne.

Du ſiehſt, mein beſter Sokrates! was deinen Schülern zur völligen unwankenden Ueberzeugung noch fehlt. Iſt die Seele beim Leben etwas, das der Allmächtige außer dem Körper und deſſen Bildung geſchaffen und mit ihm verbunden hat: ſo hat es ſeine Richtigkeit, daß die Seele auch nach dem Tode fortdauern und Vorſtellungen haben müſſe; allein wer leiſtet für jenes die Gewähr? Die Erfahrung ſcheint vielmehr das Gegentheil auszuſagen. Das Vermögen zu denken wird gebildet mit dem Körper, wächſt mit demſelben, und leidet mit demſelben ähnliche Veränderungen. Jede Krankheit in dem Körper wird von Schwäche, Zerrüttung oder Unvermögen in der Seele begleitet. Vornehmlich

ſtehen die Verrichtungen des Gehirns und der Eingeweide in ſo genauer Verbindung mit der Wirkſamkeit des Denkvermögens, daß man ſehr geneigt iſt, beide aus einer Quelle herzuleiten, und alſo das Unſichtbare durch das Sichtbare zu erklären; ſo wie man Licht und Wärme einer einzigen Urſache zuſchreibt, weil ſie in ihren Veränderungen ſo ſehr übereinſtimmen. —

Simmias ſchwieg; und Cebes ergriff das Wort. Unſer Freund Simmias, ſprach er, ſcheint nur das ſicher beſitzen zu wollen, was ihm verſprochen worden; ich aber, geliebter Sokrates! möchte gern mehr haben, als du uns zugeſagt. Wenn deine Beweiſe auch wider alle Einwürfe geſchützt werden, ſo folgt doch nichts mehr aus denſelben, als daß unſere Seele nach dem Hintritt unſers Körpers fortdauert? Vielleicht ſo, wie ſie im Schwindel, in einer Ohnmacht, oder im Schlafe fortdauert. Die Seele des Schlafenden muß nicht ganz ohne Begriffe ſein; die Gegenſtände umher müſſen durch ſchwächere Eindrücke auf ſeine Sinne wirken, und in ſeiner Seele wenigſtens ſchwache Empfindungen erregen, ſonſt würden ſtärkere und ſtärkere Eindrücke ihn nicht aufwecken können. *) Aber was

*) Wenn mächtige Eindrücke lebhafte Em-

ſind dieſes für Begriffe? Ein dunkles Gefühl ohne Bewußtſein, ohne Erinnerung, ein vernunftloſer Zuſtand, in welchem wir uns des Vergangenen nicht erinnern, und deſſen wir uns auch in Zukunft nie wieder beſinnen. Sollte nun unſere Seele, mit der Trennung von dem Leibe, in eine Art von Schlaf oder Hinbrüten verſinken, und nie wieder aufwachen; was hätten wir durch ihre Fortdauer gewonnen? Ein vernunftloſes Daſein iſt von der Unſterblichkeit, die du hoffſt, noch weiter entfernt, als die Glückſeligkeit der Thiere von der Glückſeligkeit eines Gott-erkennenden Geiſtes. Wenn das, was ihm nach dem Tode widerfährt, uns angehen, uns ſchon hienieden Furcht oder Hoffnung erregen ſoll: ſo müſſen wir ſelbſt, die wir uns hier unſer bewußt ſind, in jenem Leben noch dieſes Selbſtgefühl behalten, und uns des Gegenwärtigen erinnern können. Wir müſſen das, was wir ſein werden, mit dem, was wir jezt ſind, vergleichen, und darüber urtheilen können. Ja, wenn ich dich recht verſtanden, mein theurer Sokrates! ſo erwarteſt du nach dem Tode

---

pfindungen erregen, ſo müſſen ſelbſt die ſchwächſten nicht ganz ohne Wirkung ſein; ſondern Empfindungen veranlaſſen, die nur dem Grade der Lebhaftigkeit nach von jenen unterſchieden ſind.

ein beſſeres Leben, eine größere Erleuchtung des Verſtandes, edlere und erhabnere Bewegungen des Herzens, als dem beglückteſten Sterblichen auf Erden zu Theil geworden: worauf gründet ſich dieſe ſchmeichelnde Hoffnung? — Der Mangel alles klaren Bewußtſeins iſt für unſere Seele, wenigſtens auf kurze Zeit, ein nicht unmöglicher Zuſtand; hievon überzeugt uns die tägliche Erfahrung. Wie, wenn ein ſolcher nach dem Tode in Ewigkeit fortdauern ſollte?

Zwar haſt du uns vorhin gezeigt, daß alles Veränderliche unaufhörlich verändert werden müſſe; und aus dieſer Lehre leuchtet ein Strahl der Hoffnung, daß meine Beſorgniß ungegründet ſei. Denn, wenn die Reihe der Veränderungen, die unſerer Seele bevorſtehen, ins Unendliche fortgehen: ſo iſt höchſt wahrſcheinlich, daß ſie nicht beſtimmt ſei, in Ewigkeit fort zu ſinken, und von ihrer göttlichen Schönheit immer mehr und mehr zu verlieren; ſondern daß ſie ſich, wenigſtens mit der Zeit, auch erheben und die Stufe wieder einnehmen werde, auf welcher ſie ſchon in der Schöpfung geſtanden, nämlich eine Betrachterin der Werke Gottes zu ſein. Und mehr als einen hohen Grad der Wahrſcheinlichkeit braucht es nicht, uns in der Vermuthung zu beſtärken, daß dem Tugendhaften ein beſſeres Leben bevorſteht. Indeß, o So-

krates! wünſche ich auch dieſen Punkt von dir berührt zu ſehen, weil ich weiß, daß alle Worte, die du heute ſprichſt, ſich tief in meine Seele eingraben, und von unauslöſchlichem Andenken ſein werden. —

Wir hörten alle aufmerkſam zu, und wie wir uns nachher geſtanden, nicht ohne Unwillen, daß man uns eine Lehre zweifelhaft und ungewiß machte, von welcher wir ſo ſehr überzeugt zu ſein glaubten. Nicht nur dieſe Lehre, ſondern alles was wir wußten und glaubten, ſchien uns damal ungewiß und ſchwankend zu werden, da wir ſahen, daß entweder wir die Gabe nicht beſitzen, Wahrheit von Irrthum zu unterſcheiden, oder daß ſie an und für ſich ſelbſt nicht zu unterſcheiden ſein müßten.

Echekrates.

Mich wundert es nicht, mein lieber Phädon! daß ihr ſo dachtet: mir ſelbſt ward, indem ich dir zuhörte, nicht anders zu Muthe. Die Gründe des Sokrates hatten mich völlig überführt, und ich ſchien verſichert, daß ich ſie niemals würde in Zweifel ziehen können; allein des Simmias Einwurf machte mich wieder zweifelhaft, und ich erinnere mich, daß ich vormals eben der Meinung geweſen, daß die Kraft zu denken eine Eigenſchaft des Zuſammengeſetzten ſein, und ihren Grund in einer feinen Organiſation oder

Harmonie der Theile haben könne. — Aber ſage mir, beſter Phädon! wie hat Sokrates dieſe Einwürfe aufgenommen? Ward er ſo verdrießlich darüber als Ihr, oder begegnete er ihnen mit ſeiner gewöhnlichen Sanftmuth? und hat ſeine Antwort euch Genüge gethan oder nicht? Ich möchte dieſes alles gern ſo umſtändlich als möglich von dir vernehmen.

Phädon.

Habe ich den Sokrates iemals bewundert, ſo war es gewiß bei dieſer Gelegenheit. Daß er eine Widerlegung in Bereitſchaft hatte, iſt eben nichts Unerwartetes von ihm. Was mir bewundernswürdig ſchien, war erſtlich die Güte, Freundlichkeit und Sanftmuth, womit er das Vernünfteln dieſer Jünglinge aufnahm, ſodann, wie ſchnell er merkte, was für Eindrücke die Einwürfe auf uns gemacht, wie er uns zu Hülfe eilte, wie er uns gleichſam von der Flucht zurück rief, zur Gegenwehr aufmunterte, und ſelbſt zum Streite anführte.

Echekrates.

Wie geſchah dieſes?

Phädon.

Das will ich dir erzahlen. Ich ſaß ihm zur Rechten neben dem Bette, auf einem niedrigen Seſſel, er aber etwas höher als ich. Er ergriff mein Haupt, und ſtreichelte mir die Haare, die in den Nacken herunterhin-

gen; wie er denn gewohnt war, zuweilen mit meinen Locken zu ſpielen. Morgen, ſprach er, Phädon! dürfteſt du wohl dieſe Locken auf das Grab eines Freundes ſtreuen. — Allem Anſehen nach, erwiederte ich. — O! thue es nicht, verſetzte er. — Warum das? fragte ich. — Noch heute, fuhr er fort, müſſen wir beide unſer Haar abſcheren, wenn unſer ſchönes Lehrgebäude ſo dahin ſtirbt, und wir nicht im Stande ſind, es wieder aufzuwecken. Und wenn ich an deiner Stelle wäre, und man hätte mir eine ſolche Lehre zu Grunde gerichtet: ſo würde ich, wie jener Argiver, ein Gelübde thun, nicht eher mein Haupthaar wieder wachſen zu laſſen, bis ich des Simmias und Cebes Gegengründe beſiegt hätte. — Man pflegt zu ſagen, ſprach ich: Herkules ſelbſt richtet wider zwei nichts aus. — So rufe denn, weil es noch helle iſt, mich, deinen Jolaus, zu Hülfe: verſetzte er. — Gut! ſprach ich, ich will dich zu Hülfe rufen; aber nicht wie Herkules ſeinen Jolaus, ſondern wie Jolaus den Herkules.

Das thut nichts zur Sache, erwiederte er. Vor allen Dingen müſſen wir uns vor einem gewiſſen Fehltritt in Acht nehmen. — Vor welchem? fragte ich. — Daß wir nicht Vernunfthaſſer werden, ſprach er: ſo wie gewiſſe Leute Menſchenhaſſer werden.

Kein größeres Unglück könnte uns widerfahren! Der Vernunfthaß und der Menschenhaß pflegen aber auf eine ähnliche Weiſe zu entſtehen. Der Menſchenhaß nämlich entſteht insgemein, wenn man Anfangs ein blindes Vertrauen in Jemand ſezt, und ihn in allen Stücken für einen getreuen, aufrichtigen und rechtſchaffenen Menſchen hält, ſodann aber erfährt, daß er weder aufrichtig noch rechtſchaffen ſei; beſonders wenn uns dieſes zu wiederholten Malen, und ſogar in Anſehung ſolcher begegnet, die wir für unſere beſten und vertrauteſten Freunde gehalten. Alsdann wird man mißvergnügt, wirft ſeinen Haß auf alle Menſchen ohne Unterſchied, und traut Niemanden mehr die mindeſte Rechtſchaffenheit zu. Haſt du nicht bemerkt, daß es alſo zu gehen pflegt? — Sehr oft antwortete ich. — Iſt dieſes aber nicht ſchändlich? und heißt es nicht, ohne die geringſte Einſicht in die menſchliche Natur, von der menſchlichen Geſellſchaft Nutzen haben wollen? Wer nicht ganz ohne Nachdenken iſt, findet hierin gar leicht die Mittelſtraße, die in der That auch die Wahrheit für ſich hat. Der vollkommen guten oder böſen Menſchen ſind nur ſehr wenige. Die mehrſten halten ungefähr das Mittel zwiſchen beiden Gränzen. — Wie ſagſt du? fragte ich. — So wie etwa, ſprach er, in Anſehung des Größten und Kleinſten, oder

der übrigen Eigenſchaften. Was iſt ſeltener als ein Menſch, ein Hund oder anderes Geſchöpf, das ſehr groß oder ſehr klein, ſehr ſchnell oder ſehr langſam, außerordentlich ſchön, häßlich, ſchwarz, weiß u. ſ. w. ſei? Und haſt du nicht auch bemerkt, daß in allen dieſen Dingen das Aeußerſte an beiden Seiten wenig und ſelten, das Mittelmäßige hingegen am allerhäufigſten angetroffen wird? — Mich dünkt, ſprach ich. — Meineſt du nicht, verſetzte er, wenn auf die äußerſte Nichtswürdigkeit ein Preis geſetzt würde, daß ſehr wenige Menſchen denſelben verdienen würden? — Wahrſcheinlicher Weiſe, antwortete ich. — Höchſt wahrſcheinlicher Weiſe, fuhr er fort. Jedoch in dieſem Punkte findet ſich zwiſchen der Vernunft und zwiſchen dem menſchlichen Geſchlechte vielmehr eine Unähnlichkeit als eine Aehnlichkeit; und ich bin durch deine Fragen auf dieſen Abweg verleitet worden. Die Aehnlichkeit iſt aber alsdann zu ſehen, wenn Jemand, ohne gehörige Unterſuchung, und ohne Einſicht in die Natur der menſchlichen Vernunft, irgend einen Schluß für wahr und bündig hält, und kurz darauf ihn wiederum unwahr zu finden glaubt, er mag das letzte nun an und für ſich ſein, oder nicht: — vornehmlich wenn dieſes, ſo wie vorhin in Anſehung der Freundſchaft, ſich öfters zugetragen. Alsdann ergeht es

ihm, wie jenen berüchtichten Tauſendkünſtlern, die, was man nur will, ſo lange verfechten und widerlegen, bis ſie ſich einbilden, die Weiſeſten unter den Sterblichen, ja, die Einzigen zu ſein, die da wahrgenommen, daß die Vernunft, wie alle übrige Dinge auf Erden, nichts Sicheres und Zuverläſſiges habe; ſondern daß alles, wie auf dem Euripus, im Meerſtrudel auf und nieder ſchwanke, und keinen Augenblick an ſeiner vorigen Stelle bleibe. — Es iſt wahr, ſagte ich. — Wie aber, lieber Phäden? fuhr er fort. Geſetzt, die Wahrheit ſei an und für ſich nicht nur zuverläſſig und unveränderlich, ſondern auch dem Menſchen nicht ganz erforſchlich; und es ließe ſich jemand durch dergleichen Vorſpiegelungen von Gründen und Gegengründen, die ſich einander aufheben, dahin verleiten, daß er nicht ſich und ſeiner Unfähigkeit die Schuld gäbe, ſondern aus Unwillen ſie lieber der Vernunft ſelbſt zur Laſt legte, und die übrige Zeit ſeines Lebens alle Vernunftgründe haſſte und verabſcheute, alle Wahrheit und alle Erkenntniß ferne von ſich ſein ließe: wäre das Unglück dieſes Menſchen nicht bejammernswerth? — Beim Jupiter! antwortete ich, ſehr bejammernswerth? — Wir müſſen alſo für's erſte dieſen Irrthum zu vermeiden, und uns zu überzeugen ſuchen, daß nicht die Wahrheit ſelbſt ungewiß und ſchwan-

kend, ſondern unſer Verſtand öfters zu ſchwach ſei, dieſelbe feſt zu halten, und ſich ihrer zu bemeiſtern; damit wir unſere Kräfte und unſern Muth verdoppeln und immer neue Angriffe wagen mögen.

Wir alle ſind dazu verpflichtet, meine Freunde! ihr des bevorſtehenden Lebens, und ich des Todes halber; ja, ich habe ſogar einen Beweggrund dazu, der ziemlich nach gemeiner unwiſſender Leute Denkart mehr rechtſüchtig, als wahrheitliebend ſcheinen dürfte. Wenn dieſe etwas Zweifelhaftes zu unterſuchen haben, ſo bekümmern ſie ſich wenig, wie die Sache an ſich ſelber beſchaffen ſei, wenn ſie nur Recht, und ihre Meinungen von den Anweſenden Beifall erhalten. Ich werde von dieſen Leuten nur in einem Punkte unterſchieden ſein. Denn daß ich von meiner Meinung die Anweſenden überführe, iſt bei mir nur eine Nebenabſicht; meine vornehmſte Sorge geht dahin, mich ſelbſt zu bereden, daß ſie der Wahrheit gemäß ſei, weil ich gar zu großen Vortheil dabei finde. Denn ſiehe, liebſter Freund! ich mache folgenden Schluß: Iſt die Lehre, die ich vortrage, gegründet, ſo thue ich wohl, daß ich mich davon überzeuge; iſt aber den Verſtorbenen keine Hoffnung mehr übrig, ſo gewinne ich wenigſtens dieſes, daß ich meinen Freunden noch vor meinem Tode nicht durch Klagen be-

ſchwerlich falle. Ich ergötze mich zuweilen an dem Gedanken: daß alles, was, wenn es wahr wäre, dem geſammten menſchlichen Geſchlechte wirklichen Troſt und Vortheil bringen würde, ſchon eben deswegen hohe Wahrſcheinlichkeit für ſich habe, wahr zu ſein. Wenn die Zweifelſüchtigen wider die Lehre von Gott und der Tugend vorwenden, ſie ſei eine blos politiſche Erfindung, zum Beſten der menſchlichen Geſellſchaft erdacht; ſo möchte ich ihnen allezeit zurufen: o meine Freunde! erdenket einen Lehrbegriff, welcher der menſchlichen Geſellſchaft ſo unentbehrlich iſt, und ich wette, daß er wahr ſei. Das menſchliche Geſchlecht iſt zur Geſelligkeit, ſo wie jedes Glied zur Glückſeligkeit berufen. Alles, was auf eine allgemeine, ſichere und beſtändige Weiſe zu dieſem Endzweck führen kann, iſt unſtreitig von dem weiſen Urheber aller Dinge als ein Mittel gewählt und hervorgebracht worden. Dieſe ſchmeichelhaften Vorſtellungen haben ungemein viel Tröſtliches und zeigen uns das Verhältniß zwiſchen dem Schöpfer und dem Menſchen in dem erquickendſten Lichte; daher ich nichts ſo ſehr wünſche, als mich von der Wahrheit derſelben zu überzeugen. Jedoch, es wäre nicht gut, wenn meine Unwiſſenheit hierüber noch lange dauren ſollte. Nein! ich werde bald davon befreit werden.

In dieſer Verfaſſung, Simmias und Cebes! wende ich mich zu euren Einwürfen. Ihr meine Freunde! wenn ihr meinem Rathe folgen wollt, so ſehet mehr auf die Wahrheit, als auf den Sokrates. Findet ihr, daß ich der Wahrheit getreu bleibe, so gebt mir Beifall; wo nicht, so widerſetzet euch ohne die geringſte Nachſicht: damit ich nicht, aus gar zu guter Meinung, euch und mich ſelbſt hintergehe, und wie eine Biene, die ihren Stachel zurück läßt, von euch ſcheide. — Wohlan, meine Freunde! merket auf und erinnert mich, wo ich etwas von euren Gründen auslaſſen, oder ſie unrichtig vortragen würde.

Simmias räumt ein, daß unſer Denkvermögen entweder für ſich geſchaffen ſein, oder durch die Zuſammenſetzung und Bildung des Körpers hervorgebracht werden muß: Nicht? — Richtig! — In dem erſten Falle, wenn die Seele nämlich als ein für ſich geſchaffenes, unkörperliches Ding zu betrachten iſt, billigt er die Reihe von Vernunftſchlüſſen, durch welche wir beweiſen, daß ſie nicht mit dem Körper aufhören, auch durchaus nicht anders vergehen könne, als durch den allmächtigen Wink ihres Urhebers. Wird dieſes noch zugegeben, oder ſteht unter euch jemand dabei an? — Wir ſtimmten alle willig ein. — Und daß dieſer allgütige Urheber kein Werk

ſeiner Hände jemals vernichte: ſo viel ich mich erinnere, hat auch hieran niemand gezweifelt. — Niemand. — Aber dieſes befürchtet Simmias: Vielleicht iſt unſer Vermögen zu empfinden und zu denken kein für ſich erſchaffenes Weſen; ſondern wie die Harmonie, wie die Geſundheit, oder wie das Leben der Pflanzen und der Thiere, nur die Eigenſchaft eines künſtlich gebildeten Körpers: war es nicht dieſes, was du beſorgteſt? — Eben dieſes, mein Sokrates! — Wir wollen ſehen, ſprach er, ob dasjenige, was wir von unſerer Seele wiſſen, und, ſo oft wir wollen, erfahren können, nicht deine Beſorgniß unmöglich macht.

Was geſchieht bei der künſtlichſten Bildung oder Zuſammenſetzung? werden da nicht gewiſſe Dinge näher zuſammengebracht, die vorhin von einander entfernt waren? — Allerdings! — Sie ſind vorhin mit andern in Verbindung geweſen, und nunmehr werden ſie unter ſich verbunden, und machen die Beſtandtheile des Ganzen aus, das wir ein Zuſammengeſetztes nennen. — Gut! — Durch dieſe Verbindung der Theile entſteht erſtlich in der Art und Weiſe, wie dieſe Beſtandtheile neben einander ſind, eine gewiſſe Ordnung, die mehr oder weniger vollkommen iſt. — Richtig! — Sodann werden auch die Kräfte und Wirkſamkeiten der Beſtandtheile

durch die Zuſammenſetzung mehr oder weniger verwandelt, nachdem ſie durch Wirkung und Gegenwirkung bald gehemmt, bald befördert, und bald in ihrer Richtung verändert werden. Nicht? — Es ſcheinet. — Der Urheber einer ſolchen Zuſammenſetzung ſieht bald einzig und allein auf das Nebeneinanderſein der Theile: z. B. bei der Wohlgereimtheit und dem Ebenmaß in der Baukunſt, wo nichts als dieſe Ordnung des Nebeneinanderſeienden in Betrachtung kömmt; bald hingegen geht ſeine Abſicht auf die veränderte Wirkſamkeit der Beſtandtheile, und die daraus erfolgte Kraft des Zuſammengeſetzten, wie bei einigen Triebwerken und Maſchinen; ja es gibt dergleichen, wo man deutlich ſieht, daß der Künſtler ſein Abſehen auf beides, auf die Ordnung der Theile und auf die Abänderung ihrer Wirkſamkeit zugleich gerichtet hat. — Der menſchliche Künſtler, ſprach Simmias, vielleicht nur ſelten, aber der Urheber der Natur ſcheint dieſe Abſichten allezeit auf das allervollkommenſte verbunden zu haben. — Vortrefflich! verſetzte Sokrates; jedoch ich verfolge dieſe Nebenbetrachtung nicht weiter.

Sage mir nur dieſes, beſter Simmias! kann durch die Zuſammenſetzung eine Kraft in dem Ganzen entſtehen, die nicht in der Wirkſamkeit der Beſtandtheile ihren Grund hat? — Wie meinſt du? mein Sokrates! —

Wenn alle Theile der Materie, ohne Wirkung und Widerſtand, in einer todten Ruhe neben einander lägen, würde die künſtlichſte Ordnung und Verſetzung derſelben in dem Ganzen irgend eine Bewegung, einen Widerſtand, überhaupt eine Kraft, hervorbringen können? — Es ſcheint nicht, antwortete Simmias; aus unwirkſamen Theilen kann wohl kein wirkſames Ganze zuſammengeſetzt werden. — Gut! ſprach er, wir können dieſen Grundſatz alſo annehmen. Allein wir bemerken gleichwohl, daß in dem Ganzen Uebereinſtimmung und Ebenmaaß angetroffen werden kann, obgleich jeder Beſtandtheil für ſich weder Harmonie noch Ebenmaß hat; wie geht dieſes zu? Kein einzelner Laut iſt harmoniſch: und gleichwohl machen viele zuſammen eine Harmonie aus. Ein wohlgeordnetes Gebäude kann aus Steinen beſtehen, die weder Ebenmaß noch Regelmäßigkeit haben. Warum kann ich hier aus unharmoniſchen Theilen ein harmoniſches Ganze, aus regelloſen Theilen ein höchſt regelmäßiges Ganze zuſammenſetzen? — O! dieſer Unterſchied iſt handgreiflich, verſetzte Simmias: Ebenmaß, Harmonie, Regelmäßigkeit, Ordnung u. ſ. w. können ohne Mannichfaltigkeit nicht gedacht werden; denn ſie bedeuten das Verhältniß verſchiedener Eindrücke, wie ſie ſich uns, zuſammengenommen, und in Ver-

gleichung gegen einander, darſtellen. Es gehört alſo zu dieſen Begriffen ein Zuſammennehmen, eine Vergleichung mannichfaltiger Eindrücke, die zuſammen ein Ganzes ausmachen, und ſie können daher den einzelnen Theilen unmöglich zukommen. — Fahre fort, mein lieber Simmias! rief Sokrates mit einem innern Wohlgefallen über die Scharfſinnigkeit ſeines Freundes; ſage uns auch dieſes: Wenn aber jeder einzelne Laut keinen Eindruck in das Gehör machen ſollte, würde aus vielen wohl eine Harmonie entſtehen können? — Unmöglich! — Unmöglich! — So auch mit dem Ebenmaße: Jeder Theil muß in das Auge wirken, wenn aus vielen das, was wir Ebenmaß nennen, entſtehen ſoll. — Nothwendiger Weiſe. — Wir ſehen alſo auch hier, daß in dem Ganzen keine Wirkſamkeit entſtehen kann, wovon der Grund nicht in den Beſtandtheilen anzutreffen, und daß alles übrige, was aus den Eigenſchaften der Elemente und Beſtandtheile nicht fließt, wie die Ordnung, Symmetrie u. ſ. w., einzig und allein in der Art der Zuſammenſetzung zu ſuchen ſei. Sind wir von dieſem Satze überzeugt? meine Freunde! — Vollkommen. — Es kömmt alſo bei jeder, auch der allerkünſtlichſten, Zuſammenſetzung der Dinge zweierlei zu betrachten vor: erſtlich, die Folge und Ordnung der Beſtandtheile in der Zeit oder

im Raume; ſodann, die Verbindung der urſprünglichen Kräfte, und die Art und Weiſe, wie ſie ſich im Zuſammengeſetzten äußern. Durch die Anordnung und Lage der Theile werden zwar die Wirkungen der einfachen Kräfte eingeſchränkt, beſtimmt und abgeändert; aber niemals kann durch die Zuſammenſetzung eine Kraft oder Wirkſamkeit erhalten werden, deren Urſprung nicht in den Grundtheilen zu ſuchen iſt. Ich verweile mich hier ein wenig bei dieſen ſubtilen Grundbetrachtungen, meine Freunde! wie ein Wettläufer, der zu verſchiedenen Malen anſetzt, um alsdann mit vermehrtem Triebe fortzueilen, ſich um das Ziel herum zu ſchwenken, und wenn ihm die Götter Glück und Ruhm beſchieden, den Sieg davon zu tragen.

Erwäge es mit mir, lieber Simmias! wenn unſer Vermögen zu empfinden und zu denken kein für ſich erſchaffenes Weſen, ſondern eine Eigenſchaft des Zuſammengeſetzten ſein ſoll: muß es nicht entweder, wie Harmonie und Ebenmaß, aus einer gewiſſen Lage und Ordnung der Theile erfolgen, oder wie die Kraft des Zuſammengeſetzten, ſeinen Urſprung in der Wirkſamkeit der Beſtandtheile haben? — Allerdings! da, wie wir geſehen, kein Drittes ſich gedenken läßt. — In Anſehung der Harmonie haben wir geſehen, daß z. B. jeder einzelne Laut nichts Harmoniſches habe, und die

Uebereinſtimmung blos in Gegeneinanderhaltung und Vergleichung verſchiedener Laute beſtehe: Nicht! — Richtig! — Eine gleiche Bewandtniß hat es mit der Symmetrie und Regelmäßigkeit eines Gebäudes: ſie beſteht in der Zuſammenfaſſung und Vergleichung vieler einzelnen unregelmäßigen Theile. — Dies iſt nicht zu läugnen. — Aber dieſe Vergleichung und Gegeneinanderhaltung, iſt ſie wohl etwas anders, als die Wirkung des Denkvermögens? und wird ſie, außer dem denkenden Weſen, irgendwo anzutreffen ſein? — Simmias wußte nicht, was er hierauf antworten ſollte. — In der undenkenden Natur, fuhr Sokrates fort, folgen einzelne Laute, einzelne Steine auf- und nebeneinander. Wo iſt hier Harmonie, Symmetrie, oder Regelmäßigkeit? Wenn kein denkendes Weſen hinzukömmt, das die mannichfaltigen Theile zuſammennimmt, gegeneinander hält, und in dieſer Vergleichung eine Uebereinſtimmung wahrnimmt, ſo weiß ich ſie nirgend zu finden; oder weißt du, Simmias! in der ſeelenloſen Natur ihre Spur aufzuſuchen? — Ich muß mein Unvermögen bekennen, war ſeine Antwort, ob ich gleich merke, wohin dieſes abzielet. — Eine glückliche Vorbedeutung! rief Sokrates, wenn dem Gegner ſelbſt ſeine Niederlage ahnet. Antworte mir indeß unverdroſſen, mein Freund: denn du haſt keinen geringen Theil an dem

Siege, den wir über dich ſelbſt zu erhalten hoffen: Kann der Urſprung einer Sache aus ihren eigenen Wirkungen erklärt werden? Kann der Schatten, den ein Baum wirft, für die Erzeugnißurſache dieſes Baumes, oder der wohlriechende Duft für die Urſache der Blume angegeben werden? — Auf keinerlei Weiſe. — Ordnung, Ebenmaß, Harmonie, Regelmäßigkeit, überhaupt alle Verhältniſſe, die ein Zuſammennehmen und Gegeneinanderhalten des Mannichfaltigen erfordern, ſind Wirkungen des Denkvermögens. Ohne Hinzuthun des denkenden Weſens, ohne Vergleichung und Gegeneinanderhaltung der mannichfaltigen Theile iſt das regelmäßigſte Gebäude ein bloßer Sandhaufen, und die Stimme der Nachtigall nicht harmoniſcher als das Ächzen der Nachteule. Ja, ohne dieſe Wirkung gibt es in der Natur kein Ganzes, das aus vielen auseinander ſeienden Theilen beſteht; denn dieſe Theile haben ein jeder ſein eignes Daſein, und ſie müſſen erſt gegen einander gehalten, verglichen, und in Verbindung betrachtet werden, wenn ſie ein Ganzes ausmachen ſollen. Das denkende Vermögen, und dieſes allein in der ganzen Natur, iſt fähig, durch eine innerliche Thätigkeit Vergleichungen, Verbindungen und Gegeneinanderhaltungen wirklich zu machen; daher der Urſprung alles Zuſammengeſetzten, der Zahlen, Größen, Sym-

metrie, Harmonie u. ſ. w., in ſo weit ſie ein Vergleichen und Gegeneinanderhalten erfordern, einzig und allein in dem denkenden Vermögen zu ſuchen ſein muß. Und da dieſes zugegeben wird, ſo kann ja dieſes Denkvermögen ſelbſt, die Urſache aller Vergleichung und Gegeneinanderhaltung, unmöglich aus dieſen ihren eigenen Verrichtungen entſpringen, kann unmöglich in einem Ganzen beſtehen, das aus auseinanderſeienden Theilen zuſammengeſetzt iſt: denn alle dieſe Dinge ſetzen die Wirkungen und Verrichtungen des denkenden Weſens voraus, und können nicht anders, als durch dieſelben, wirklich werden. — Dieſes iſt deutlich, verſetzte Simmias. — Da ein jedes Ganze, das aus Theilen beſteht, die außer einander ſind, ein Zuſammennehmen und Vergleichen dieſer Theile vorausſetzt, dieſes Zuſammennehmen und Vergleichen aber die Verrichtung eines Vorſtellungsvermögens ſein muß; ſo kann ich den Urſprung dieſes Vorſtellungsvermögens ſelbſt nicht in ein Ganzes ſetzen, das aus ſolchen auseinanderſeienden Theilen beſteht, ohne eine Sache durch ihre eigenen Verrichtungen entſtehen zu laſſen. Und eine ſolche Ungereimtheit haben die Fabeldichter ſelbſt, ſo viel ich weiß, noch niemals gewagt. Niemand hat noch den Urſprung einer Flöte in das Zuſammenſtimmen ihrer Töne, oder den Urſprung des Sonnenlichts in

den Regenbogen geſetzt. — Wie ich vermerke beſter Sokrates! iſt nunmehr auch der Ueberreſt unſers Zweifels dahin. — Er verdient indeß beſonders erwogen zu werden, erwiederte jener, wenn ich anders durch dieſe dornigen Unterſuchungen eure Geduld nicht ermüde. — Wage es immer, Freund! rief ihm Kriton zu, auch die Geduld dieſer auf die Probe zu ſetzen. Du haſt der meinigen wenigſtens nicht geſchont, als ich auf die Ausführung eines Vorſchlegs drang.... Nichts von einer Sache, fiel ihm Sokrates in's Wort, die nunmehr ihre zuverläſſige Richtigkeit hat. Wir haben hier Dinge zu unterſuchen, die noch dem Zweifel unterworfen zu ſein ſcheinen. Zwar dieſes nicht mehr: daß unſer Vermögen zu empfinden und zu denken in der Lage, Bildung, Ordnung und Harmonie körperlicher Beſtandtheile zu ſuchen ſein ſollte; dies haben wir, ohne weder der Allmacht noch der Weisheit Gottes zu nahe zu treten, als unmöglich verworfen. Aber vielleicht iſt dies denkende Vermögen eine von den Thätigkeiten des Zuſammengeſetzten, wie die Kraft der Bewegung, der Ausdehnung, des Zuſammenhangens u. ſ. w., die von der Lage und Bildung der Theile weſentlich unterſchieden, und dennoch nirgends anders, als im Zuſammengeſetzten, anzutreffen ſind? Iſt dieſes nicht der einzige Ueberreſt des Zweifels, den wir be-

ſtreiten? mein werther Simmias! — Richtig!

Wir wollen alſo dieſen Fall ſetzen, fuhr Sokrates fort, und annehmen, unſere Seele ſei eine Wirkſamkeit des Zuſammengeſetzten. Wir haben gefunden, daß alle Wirkſamkeiten des Zuſammengeſetzten aus den Kräften der Beſtandtheile fließen müſſen; werden alſo, nach unſerer Vorausſetzung, die Beſtand theile des denkenden Körpers nicht Kräfte haben müſſen, aus denen im Zuſammengeſetzten das Vermögen zu denken reſultirt? — Allerdings! — Aber die Kräfte dieſer Beſtandtheile, von welcher Natur und Beſchaffenheit wollen wir ſie annehmen? ſollen ſie der denkenden Thätigkeit ähnlich oder unähnlich ſein? — Dieſe Frage begreife ich nicht recht, war Simmias Antwort. — Eine einzelne Sylbe, ſprach Sokrates, hat mit der ganzen Rede dieſes gemein, daß ſie vernehmlich iſt; aber die ganze Rede hat einen Verſtand, die Sylbe keinen. — Richtig! — Indem alſo nur jede Sylbe ein zwar vernehmliches, aber verſtandleeres Gefühl erregt, ſo entſpringt aus ihrem Inbegriffe dennoch ein verſtändiger Sinn, der auf unſere Seele wirkt. Hier entſpringt die Wirkſamkeit des Ganzen aus den Kräften der Theile, die ihr unähnlich ſind. — Dieſes läßt ſich begreifen. — In Anſehung der Harmonie, Ordnung und Schönheit haben wir ein gleiches wahrgenommen. Das Wohlgefallen, das

ſie in der Seele wirken, entſpringt aus den Eindrücken der Beſtandtheile, deren jeder weder Wohlgefallen noch Mißfallen erregen kann. — Gut! — Abermal ein Beiſpiel, daß die Thätigkeit des Ganzen aus Kräften der Beſtandtheile, die jener unähnlich ſind, entſpringen könne. — Ich gebe es zu. — Ich weiß nicht, ob ich nicht vielleicht zu weit gehe, mein Freund! aber ich ſtelle mir vor, alle Thätigkeiten körperlicher Dinge können aus ſolchen Kräften des Urſtoffs entſpringen, die ihnen ganz unähnlich ſind. Die Farbe z. B. kann vielleicht in ſolche Eindrücke aufgelöſt werden, die nichts Gefärbtes haben, und die Bewegung ſelbſt entſpringt vielleicht aus urſprünglichen Kräften, die nichts weniger als Bewegung ſind. — Dieſes würde einen Beweis erfordern, ſprach jener; es iſt genug, daß ich durch Beiſpiele erläutert, was ich unter den Worten verſtehe; die Wirkſamkeit eines Ganzen könne aus Kräften der Beſtandtheile, die ihr unähnlich ſind, entſpringen. Iſt dieſes nunmehr deutlich? — Vollkommen! — Nach unſerer Vorausſetzung alſo würden die Kräfte der Beſtandtheile entweder ſelbſt Vorſtellungskräfte, und alſo der Kraft des Ganzen, die aus ihnen entſpringen ſoll, ähnlich, oder von einer ganz andern Beſchaffenheit, und daher unähnlich ſein. Giebt es ein Drittes? — Unmöglich! — Antworte mir aber auch auf

dieſes, mein Lieber! Wenn aus einfachen Kräften eine von ihnen verſchiedene Kraft im Zuſammengeſetzten entſpringen ſoll, wo kann dieſe neu entſtandene Kraft anzutreffen ſein? Außer dem denkenden Weſen ſind die Kräfte des Ganzen nichts anders, als die einzelnen Kräfte der einfachen Beſtandtheile, wie ſie ſich durch Wirkungen und Gegenwirkungen einander abändern und einſchränken. Nun kann durch Wirkung und Gegenwirkung keine Kraft entſpringen, die dieſen Wirkungs- und Gegenwirkungskräften unähnlich wäre. Wenn wir alſo etwas Unähnliches in dem Ganzen erhalten wollen, ſo müſſen wir abermal unſere Zuflucht zu dem denkenden Weſen nehmen, das die Kräfte in Verbindung und zuſammengenommen ſich anders vorſtellt, als ſie dieſelben einzeln und ohne Verbindung denken würde. Ein Beiſpiel hievon ſieht man, außer der Harmonie, auch an den Farben. Bringt zwei verſchiedene Farben in einen ſo kleinen Raum zuſammen, daß ſie das Auge nicht unterſcheiden kann; ſo werden ſie außer uns noch immer getrennt, und eine jede für ſich bleiben: aber unſre Empfindung wird ſich gleichwohl aus denſelben eine Dritte zuſammenſetzen, die mit jenen nichts gemein hat. Eine ähnliche Beſchaffenheit hat es mit dem Geſchmack, und wo ich nicht irre, mit allen unſern Fühlungen und Empfindungen über-

haupt. Sie können durch die Zuſammenſetzung und Verbindung zwar an und für ſich nicht anders werden, als ſie einzeln ſind; wohl aber dem denkenden Weſen, das ſie nicht deutlich auseinanderſetzen kann, anders ſcheinen, als ſie ohne Verbindung ſcheinen würden. — Dieſes kann zugegeben werden, ſprach Simmias. — Kann alſo das denkende Weſen ſeinen Urſprung in einfachen Kräften haben, die nicht denkend ſind? — Unmöglich! da wir vorhin geſehen, daß das Vermögen zu denken in keinem Ganzen, das aus Vielem beſteht, ſeinen Urſprung haben könne. — Ganz recht! erwiederte Sokrates: das Zuſammennehmen der einfachen Kräfte, aus welchen eine unähnliche Kraft des Zuſammengeſetzten entſpringen ſoll, ſetzet ein denkendes Weſen voraus, dem ſie in Verbindung anders erſcheinen, als ſie ſind; daher kann aus dieſem Zuſammennehmen, aus dieſer Verbindung, unmöglich das denkende Weſen entſpringen. Wenn alſo das Empfinden und Denken, mit einem Worte, das Vorſtellen, eine Kraft des Zuſammengeſetzten ſein ſoll: müſſen die Kräfte der Beſtandtheile nicht der Kraft des Ganzen ähnlich und folglich gleichfalls Vorſtellungskräfte ſein? — Wie wäre dies anders möglich, da es kein Drittes geben kann? — Und die Theile dieſer Beſtandtheile, ſo weit nur immer die Theilbarkeit reichen kann, müſſen dieſe nicht auch der-

gleichen Vorſtellungsthätigkeiten haben? — Unſtreitig! da jeder Beſtandtheil wieder ein Ganzes iſt, das aus kleinern Theilen beſteht, und unſere Vernunftſchlüſſe ſo lange fortgeſetzt werden können, bis wir auf Grundtheile kommen, die einfach ſind und nicht aus Vielem beſtehen.

Sage mir, lieber Simmias? finden wir nicht in unſrer Seele eine faſt unendliche Menge von Begriffen, Erkenntniſſen, Neigungen, Leidenſchaften, die uns unaufhörlich beſchäftigen? — Allerdings! — Wo wären dieſe in den Theilen anzutreffen? Entweder zerſtreut, einige in dieſem, andere in jenem Theil, ohne je wiederholt zu werden; oder es gibt wenigſtens einen einzigen unter ihnen, der alle dieſe Erkenntniſſe, Begierden und Abneigungen, ſo viel ihrer in unſerer Seele anzutreffen, vereinigt und in ſich faßt. — Nothwendig eines von beiden, gab Simmias zur Antwort: und wie mich dünkt, dürfte der erſte Fall unmöglich ſein; denn alle Vorſtellungen und Neigungen unſers Geiſtes ſind ſo innig verknüpft und vereinigt, daß ſie nothwendig auch irgendwo unzertrennt zugegen ſein müſſen. — Du eilſt mir mit ſtarken Schritten entgegen, geliebter Simmias! Wir würden weder uns erinnern, noch überlegen, noch vergleichen, noch denken können, ja wir würden nicht einmal die Perſon ſein, die wir vor ei-

nem Augenblick geweſen, wenn unſere Begriffe vielerwärts vertheilt und nicht irgendwo zuſammen in ihrer genaueſten Verbindung anzutreffen wären. Wir müſſen alſo wenigſtens eine Subſtanz annehmen, die alle Begriffe der Beſtandtheile vereinigt: und dieſe Subſtanz, wird ſie aus Theilen zuſammengeſetzt ſein können? — Unmöglich! ſonſt brauchen wir wieder ein Zuſammennehmen und Gegeneinanderhalten, damit aus den Theilen ein Ganzes werde, und wir kommen dahin zurück, wo wir ausgegangen ſind. — Sie wird alſo einfach ſein? — Nothwendig! — Auch unausgedehnt? denn das Ausgedehnte iſt theilbar, und das Theilbare nicht einfach. — Richtig! — Es gibt alſo in unſerm Körper wenigſtens eine einzige Subſtanz, die nicht ausgedehnt, nicht zuſammengeſetzt, ſondern einfach iſt, eine Vorſtellungskraft hat, und alle unſere Begriffe, Begierden und Meinungen in ſich vereinigt. Was hindert uns dieſe Subſtanz Seele zu nennen? — Es iſt gleichviel, vortrefflicher Freund! erwiederte Simmias, welchen Namen wir ihr geben; genug, daß mein Einwurf bei ihr nicht Statt findet, und alle deine Vernunftſchlüſſe, die du für die Unvergänglichkeit des denkenden Weſens vorgebracht, nunmehr unumſtößlich ſind.

Laſſet uns noch dieſes in Erwägung ziehen, verſetzte jener: wenn viele dergleichen Sub-

ſtanzen in einem menſchlichen Körper zuſammen wären, ja wenn wir alle Grundelemente unſers Körpers für Subſtanzen von dieſer Natur halten wollten, würden dadurch meine Vernunftgründe für die Unvergänglichkeit etwas von ihrer Bündigkeit verlieren? oder würde uns eine ſolche Vorausſetzung nicht vielmehr nöthigen, ſtatt eines unvergänglichen Geiſtes viele zu geſtatten, und alſo mehr einzuräumen, als wir zu unſerm Vorhaben verlangten? Denn eine jede von dieſen Subſtanzen würde, wie wir vorhin geſehen, den ganzen Inbegriff aller Vorſtellungen, Wünſche und Begierden des ganzen Menſchen in ſich faſſen, und alſo, was den Umfang der Erkenntniß betrifft, würde ihre Kraft nicht eingeſchränkter ſein können, als die Kraft des Ganzen. — Unmöglich eingeſchränkter. — Und wie an Deutlichkeit, Wahrheit, Gewißheit und Leben der Erkenntniß? Setze viele verworrene, mangelhafte und ſchwankende Begriffe nebeneinander, wird dadurch ein aufgeklärter, vollſtändiger und kurzer Begriff hervorgebracht? — Es ſcheint nicht. — Wo nicht ein Geiſt hinzukömmt, der ſie vergleicht, und durch Nachdenken und Ueberlegen ſich eine vollkommnere Erkenntniß aus denſelben bildet: ſo hören ſie in Ewigkeit nicht auf, viele verworrene mangelhafte und ſchwankende Begriffe zu ſein. — Richtig! — Die Beſtand-

theile der denkenden Materie würden alſo Vorſtellungen haben müſſen, die eben ſo deutlich, eben ſo wahr, eben ſo vollkommen ſind, als die Vorſtellungen des Ganzen, denn aus weniger deutlichen, weniger wahren u. ſ. w. läßt ſich keine Erkenntniß durch Zuſammenſetzen herausbringen, die einen größern Grad von jenen Vollkommenheiten haben ſollte. — Dies iſt nicht zu läugnen. Heißt aber dieſes nicht, ſtatt Eines vernünftigen Geiſtes, den wir in jeden menſchlichen Körper ſetzen wollten, ganz ohne Noth eine unzählige Menge derſelben annehmen? — Freilich! — Und dieſe Menge der denkenden Subſtanzen ſelbſt wird ſich wahrſcheinlicherweiſe an Vollkommenheit einander nicht gleich ſein; denn dergleichen unnütze Vervielfältigungen finden in dieſem wohlgeordneten Weltall nicht Statt. — Die allerhöchſte Vollkommenheit des Schöpfers, antwortete Simmias, läßt uns dieſes mit Zuverläſſigkeit ſchließen. — Alſo wird eine unter den denkenden Subſtanzen, die wir in den menſchlichen Körper geſetzt, die vollkommenſte unter ihnen ſein, und folglich die deutlichſten und aufgeklärteſten Begriffe haben: nicht? — Nothwendiger Weiſe! — Dieſe einfache Subſtanz, die unausgedehnt iſt, Vorſtellungsvermögen beſitzt, die vollkommenſte unter den denkenden Subſtanzen iſt, welche in mir wohnen, und die alle Begriffe,

deren ich mir bewußt bin, in eben der Deutlichkeit, Wahrheit, Gewißheit u. ſ. w. in ſich faßt, iſt dieſes nicht meine Seele? — Nicht anders, mein theurer Sokrates!

Nunmehr, mein lieber Simmias! iſt es Zeit, einen Blick hinter uns auf den Weg zu werfen, den wir zurück gelegt. Wir haben vorausgeſetzt, das Denkvermögen ſei eine Eigenſchaft des Zuſammengeſetzten; und, wie wunderbar! aus dieſer Vorausſetzung ſelbſt bringen wir, durch eine Reihe von Vernunftſchlüſſen, den ſchnurſtracks entgegengeſetzten Satz heraus: daß nämlich das Empfinden und Denken nothwendig Eigenſchaften des Einfachen und Nichtzuſammengeſetzten ſein müſſen. Iſt dieſes nicht ein hinlänglicher Beweis, daß jene Vorausſetzung unmöglich, ſich ſelbſt widerſprechend, und alſo zu verwerfen ſei? — Niemand kann dieſes in Zweifel ziehen. — Ausdehnung und Bewegung, fuhr Sokrates fort; in dieſe Grundbegriffe läßt ſich, wie wir geſehen, alles auflöſen, was dem Zuſammengeſetzten zukommen kann? die Ausdehnung iſt der Stoff, und die Bewegung die Quelle, aus welchen die Veränderungen entſpringen. Beide zeigen ſich in der Zuſammenſetzung unter tauſend mannichfaltigen Geſtalten, und ſtellen in der körperlichen Natur die unendliche Reihe wundervoller Bildungen dar, vom kleinſten Son-

kenſtäubchen bis zu jener Herrlichkeit der himmliſchen Sphären, die von den Dichtern für den Sitz der Götter gehalten werden. Alle kommen darin überein, daß ihr Stoff Ausdehnung und ihre Wirkſamkeit Bewegung iſt. Aber wahrnehmen, Vergleichen, Schließen, Begehren, Wollen, Luſt- und Unluſt-Empfindungen: erfordern eine von Ausdehnung und Bewegung ganz verſchiedene Beſtandheit, einen andern Grundſtoff, andere Quellen der Veränderung. In einem einfachen Grundweſen muß hier vieles vorgeſtellt, das Auseinanderſeiende zuſammen begriffen das Mannichfaltige gegen einander gehalten und das Verſchiedene in Vergleichung gebracht werden. Was in dem weiten Raum der Körperwelt zerſtreut iſt, drängt ſich hier, ein Ganzes auszumachen, wie in einem Punkt zuſammen, und was nicht mehr iſt, wird in dem gegenwärtigen Augenblick mit dem, was noch werden ſoll, in Vergleichung gebracht. Hier erkenne ich weder Ausdehnung noch Farbe, weder Ruhe noch Bewegung, weder Raum noch Zeit, ſondern ein innerlich wirkſames Weſen, das Ausdehnung und Farbe, Ruhe und Bewegnug, Raum und Zeit ſich vorſtellt, verbindet, trennt, vergleicht, wählt, und noch tauſend anderer Beſchaffenheiten fähig iſt, die mit Ausdehnung und Bewegung nicht die mindeſte Gemein-

ſchaft haben. Luſt und Unluſt, Begierden und Verabſcheuungen, Hoffnungen und Furcht, Glückſeligkeit und Elend, ſind keine Ortveränderungen kleiner Erdſtäubchen. Beſcheidenheit, Menſchenliebe, Wohlwollen, das Entzücken der Freundſchaft und das hohe Gefühl der Gottesfurcht ſind etwas mehr, als die Wallungen des Geblüts und das Schlagen der Pulsadern, von welchen ſie begleitet zu werden pflegen. Dinge von ſo verſchiedener Art, geliebter Simmias! von ſo verſchiedenen Eigenſchaften können, ohne die äußerſte Unachtſamkeit, nicht mit einander verwechſelt werden. — Ich bin völlig befriedigt, war Simmias Antwort.

Noch eine kleine Anmerkung, verſetzte jener, bevor ich mich zu dir, mein Cebes, wende. Das Erſte, was wir von dem Körper und ſeinen Eigenſchaften wiſſen, iſt es etwas mehr, als die Art und Weiſe, wie er ſich unſern Sinnen darſtellet? Etwas deutlicher, mein lieber Sokrates! — Ausdehnung und Bewegung ſind Vorſtellungen des denkenden Weſens von dem, was außer ihm wirklich iſt: Nicht? — Zugegeben! — Wir mögen die zuverläſſigſten Gründe haben, verſichert zu ſein, daß die Dinge außer uns nicht anders ſind, als ſie uns ohne Hinderniß erſcheinen; geht nicht deſſen ungeachtet allezeit die Vorſtellung ſelbſt voran, und die Verſicherung,

daß ihr Gegenſtand wirklich iſt, folgt nachher? — Wie iſt es anders möglich, verſetzte Simmias, da wir vom Daſein der Dinge außer uns nicht anders als durch ihre Eindrücke benachrichtigt werden können? — In der Reihe unſrer Erkenntniß geht alſo allezeit das denkende Weſen voran, und das ausgedehnte Weſen folgt; wir erfahren zuerſt, daß Begriffe und folglich ein begreifendes Weſen wirklich ſeien, und von ihnen ſchließen wir auf das wirkliche Daſein des Körpers und ſeine Eigenſchaften. Wir können uns von dieſer Wahrheit auch dadurch überzeugen, weil der Körper, wie wir vorhin geſehen, ohne Verrichtung des denkenden Weſens kein Ganzes ausmachen, und die Bewegung ſelbſt ohne Zuſammenhalten des Vergangenen mit dem Gegenwärtigen keine Bewegung ſein würde. Wir mögen die Sache alſo betrachten, von welcher Seite wir wollen, ſo ſtößt uns allezeit die Seele mit ihren Verrichtungen zuerſt auf, und ſodann folgt der Körper mit ſeinen Veränderungen. Das Begreifende geht allezeit vor dem blos Begreiflichen her. — Dieſer Gedanke ſcheint fruchtbar, meine Freunde, ſprach Crbes. — Wir können die ganze Kette von Weſen, fuhr Sokrates fort, vom Unendlichen an bis an das kleinſte Stäubchen, in drei Glieder eintheilen. Das erſte Glied begreift, kann aber von andern nicht begriffen

werden: dieſes iſt der Einzige, deſſen Vollkommenheit alle endliche Begriffe überſteigt. Die erſchaffenen Geiſter und Seelen machen das zweite Glied: ſie begreifen und können von andern begriffen werden. Die Körperwelt iſt das letzte Glied, die nur von andern begriffen werden, aber nicht begreifen kann. Die Gegenſtände dieſes letzten Gliedes ſind, ſowohl in der Reihe unſerer Erkenntniß, als im Daſein ſelbſt, außer uns, allezeit die hinterſten in der Ordnung, indem ſie allezeit die Wirklichkeit eines begreifenden Weſens vorausſetzen: wollen wir dieſes einräumen? — Wir können nicht anders, ſprach Simmias, nachdem das vorige alles hat zugegeben werden müſſen. — Und gleichwohl, fuhr Sokrates fort, nimmt die Meinung der Menſchen mehrentheils den Rückweg von dieſer Ordnung. Das erſte, wovon wir verſichert zu ſein glauben, iſt der Körper und ſeine Veränderungen; dieſe bemeiſtern ſich ſo ſehr aller unſrer Sinne, daß wir eine Zeitlang das materielle Daſein für das einzige, und alles übrige für Eigenſchaften deſſelben halten. — Mich freut es, ſprach Simmias, daß du ſelbſt, wie du nicht undeutlich zu verſtehen gibſt, dieſen verkehrten Weg gegangen biſt. — Allerdings, mein Lieber, verſetzte Sokrates. Die erſten Meinungen aller Sterblichen ſind ſich einander ähnlich. Dieſes iſt die Rhede, von wel-

cher ſie insgeſammt ihre Fahrt antreten. Sie irren, die Wahrheit ſuchend, auf dem Meere der Meinungen auf und nieder, bis ihnen Vernunft und Nachdenken, die Kinder Jupiters, in die Segel leuchten, und eine glückliche Anlandung verkündigen. Vernunft und Nachdenken führen den Geiſt von den ſinnlichen Eindrücken der Körperwelt zurück in ſeine Heimath, in das Reich der denkenden Weſen: vorerſt zu ſeines Gleichen, zu erſchaffenen Weſen, die, ihrer Endlichkeit halber, auch von andern gedacht und deutlich begriffen werden können. Von dieſen erheben ſie ihn zu jener Urquelle des Denkenden und Gedenkbaren, zu jenem alles begreifendem, aber Allen unbegreiflichem Weſen, von dem wir, zu unſerm Troſte, ſo viel wiſſen, das alles, was in der Körperwelt und in der Geiſterwelt gut, ſchön und vollkommen iſt, von ihm ſeine Wirklichkeit hat, und durch ſeine Allmacht erhalten wird. Mehr braucht es nicht zu unſerer Beruhigung, zu unſrer Glückſeligkeit in dieſem und in jenem Leben, als von dieſer Wahrheit gerührt und in dem Innerſten unſers Herzens ganz durchdrungen zu ſein.

Drittes Geſpräch.

Phädon.

Nach einigem Stillſchweigen wandte ſich Sokrates zum Cebes und ſprach: Seitdem du, mein Lieber, von dem Weſen der Unſterblichen richtigere Begriffe erlangt haſt, was dünkt dich von den Fabellehrern, die öfters einen Gott auf die Verdienſte eines Sterblichen neidiſch, und wider denſelben bloß aus Mißgunſt feindlich geſinnt ſein laſſen? — Du weißt es, Sokrates, was wir von dergleichen Lehrern und ihren Erdichtungen zu halten gelernt haben. — Haß und Neid, dieſe niederträchtigen Leidenſchaften, die die menſchliche Natur ſo ſehr entehren, müſſen der göttlichen Heiligkeit ſchnurſtracks widerſprechen. —

Ich bin hievon überzeugt. — Du glaubſt alſo nun zuverläſſig und ohne die geringſte Bedenklichkeit, daß du, wir und alle unſere Nebenmenſchen von jenem allerheiligſten Weſen, das uns hervorgebracht, nicht beneidet, nicht verfolgt ſondern auf das zärtlichſte geliebt werden? — Richtig — In dieſer feſten Ueberzeugung kann dich niemals die mindeſte Furcht anwandeln, daß der Allerhöchſte dich zu ewiger Qual berufen und, du ſeieſt ſchuldig oder unſchuldig, unaufhörlich würde elend ſein laſſen? — Niemals, niemals! rief Apollodorus, an den die Frage doch gar nicht gerichtet geweſen; und Cebes begnügte ſich einzuſtimmen. — Wir wollen dieſen Satz, fuhr Sokrates fort, daß uns Gott nicht zum ewigen Elende beſtimmt, zum Maßſtabe für die Gewißheit unſerer Erkenntniß annehmen, ſo oft von zukünftigen Dingen die Rede iſt, die einzig und allein von dem Willen des Allerhöchſten abhangen. Aus der Natur und den Eigenſchaften erſchaffener Dinge läßt ſich in dieſem Falle nichts mit Gewißheit ſchließen: denn aus dieſen folgen nur diejenigen Sätze, die an und für ſich unveränderlich ſind; alſo von der Erkenntniß des Allerhöchſten, nicht von ſeinem Gutfinden abhangen. Zu den göttlichen Vollkommenheiten müſſen wir uns in dergleichen Unterſuchungen wenden und zu erforſchen ſuchen, was mit denſel-

den übereinſtimmt und was ihnen widerſpricht. Wovon wir überzeugt ſind, daß es denſelben nicht gemäß ſei, das können wir verwerfen, und für ſo unmöglich halten, als wenn es mit der Natur und dem Weſen des unterſuchten Dinges ſelbſt ſtritte.

Eine ähnliche Frage iſt die, mein Cebes, die wir auf Veranlaſſung deines Einwurfs nunmehr zu unterſuchen haben. Du räumſt es ein, mein Freund, daß die Seele ein einfaches Weſen ſei, das ohne den Körper ſeine eigene Beſtandheit hat: Nicht? — Richtig? — Du giebſt ferner zu, daß ſie unvergänglich ſei? — Hievon bin ich überzeugt. — So weit, fuhr Sokrates fort, haben uns unſere Begriffe von der Natur der Ausdehnung und der Vorſtellung geführt. Aber nunmehr entſtehen Zweifel über das zukünftige Schickſal des menſchlichen Geiſtes, das in ſo weit einzig und allein von dem Willen und dem Gutfinden des Allerhöchſten abhängt. Wird er den Geiſt des Menſchen in einem wachenden Zuſtande, des Gegenwärtigen und des Vergangenen wohl bewußt, in Ewigkeit fortdauern laſſen? oder hat er denſelben beſtimmt, mit dem Hintritt ſeines Körpers in einen, dem Schlaf ähnlichen Zuſtand zu verſinken und niemals zu erwachen? War es dieſes nicht, was dir noch ungewiß ſchien? — Eben dieſes, o Sokrates! — Daß eine gänzliche

Beraubung alles klaren Bewußtſeins, aller Beſinnung, wenigſtens auf eine kurze Zeit, nicht unmöglich ſei, lehren Schlaf, Ohnmacht, Schwindel, Entzücken und tauſend andere Erfahrungen. Zwar iſt die Seele, in allen Fällen, noch an ihren Körper gefeſſelt, und muß ſich nach der Beſchaffenheit des Gehirns richten, das ihr in allen dieſen Schwachheiten nichts als unmerkliche, leicht verlöſchliche Züge darbeut. Hievon iſt alſo kein Schluß auf den Zuſtand unſrer Seele nach ihrer Scheidung von dem Körper zu ziehen; weil alsdann die Gemeinſchaft zwiſchen dieſen verſchiedenen Weſen aufgehoben wird, der Körper aufhört, das Werkzeug der Seele zu ſein, und die Seele ganz andern Geſetzen folgen muß, als die ihr hienieden vorgeſchrieben ſind. Indeß iſt es genug für unſere Ungewißheit, daß der Mangel des klaren Bewußtſeins, wie etwa im Schlafe, der Natur eines Geiſtes nicht widerſpricht; denn wenn dieſes iſt, ſo ſcheint unſere Furcht nicht ganz ungegründet. Aber wenn wir von dieſem fürchterlichen Zweifel befreiet zu ſein wünſchen; können wir etwas mehr verlangen, als die Vergewiſſerung, daß unſere Beſorgniß den Abſichten Gottes zuwider laufe, und von demſelben eben ſo wenig, als das ewige Elend ſeiner Geſchöpfe hat beliebt werden können? — Freilich, war Cebes Antwort, wenn wir nicht eine Ueber-

zeugung verlangen, die der Natur der unterſuchten Sache zuwider läuft. Als ich dir meine Zweifel vorbrachte, mein theurer Freund, habe ich ſelbſt aus den Abſichten des Schöpfers entlehnte Gründe angezeigt, die dein Lehrgebäude höchſt wahrſcheinlich machen; ich wünſche ſie aber aus deinem Munde zu empfangen, und meine Freunde wünſchen es mit mir. — Ich verſuche es, ſprach Sokrates, ob ich euch Genüge leiſten kann. Antworte mir, mein Cebes! Wenn du befürchteſt, mit dem Tode auf ewig alles wachende Bewußtſein deiner ſelbſt zu verlieren, beſorgſt du etwa, daß dieſes Schickſal dem geſammten menſchlichen Geſchlechte oder nur einem Theil deſſelben bevorſtehe? Werden wir alle von dem Tode hingerafft, und, in der Sprache der Dichter zu reden, von ihm in die Arme ſeines älteren Bruders, des ewigen Schlafes, getragen? oder ſind einige der Erdbewohner beſtimmt, von jener himmliſchen Aurora zur Unſterblichkeit aufgeweckt zu werden? Sobald wir einräumen, daß einem Theile des menſchlichen Geſchlechts die wahre Unſterblichkeit beſchieden iſt: ſo zweifelt Cebes wohl nicht einen Augenblick, daß dieſe Seligkeit den Gerechten, den Freunden der Götter und Menſchen vorbehalten ſei? — Nein, mein Sokrates, die Götter theilen den ewigen Tod gewiß ſo ungerecht nicht aus als die Athenien-

ſer den zeitlichen. Ich bin überdieß der Meinung, daß in dem weiſeſten Plane der Schöpfung ähnliche Weſen, auch ähnliche Beſtimmungen haben, und mithin dem geſammten menſchlichen Geſchlechte nach dieſem Leben ein ähnliches Schickſal bevorſtehen müſſe. Entweder ſie erwachen alle zu einem neuen Bewußtſein: und alsdann können Anytus und Melitus ſelbſt wohl nicht zweifeln, daß der unterdrückten Unſchuld ein beſſeres Schickſal warte als ihrer Verfolger; oder ſie endigen alle mit dieſem Leben ihre Beſtimmung und kehren in den Zuſtand zurück, aus welchem ſie bei der Geburt gezogen worden: ihre Rollen reichen nicht weiter als auf die Bühne dieſes Lebens; am Ende treten die Schauſpieler ab und werden wieder das, was ſie in dem gemeinen Leben ſonſt geweſen. Ich entſetze mich, mein theuerer Freund, dieſe Gedanken weiter zu verfolgen; denn ich merke, daß ſie mich auf offenbare Ungereimtheiten führen. — Das thut nichts, Cebes, antwortete jener: wir müſſen auch für die ſorgen, welche nicht ſo leicht bei einer ungereimten Folge ſchamroth werden.

Aehnliche Weſen, haſt du behauptet, mein Werther, müßten in dem weiſeſten Plane der Schöpfung ähnliche Beſtimmungen haben? — Ja! — Alle erſchaffene Weſen, die denken und wollen, ſind einander ähnlich? — Al-

lerdings! — Wenn auch dieſes richtiger, wahrer, vollkommener denkt, mehr Gegenſtände umfaſſen kann als jenes: ſo giebt es doch keine Gränzlinie, welche ſie in verſchiedene Klaſſen trenne, ſondern in unmerklichen Stufen erheben ſie ſich übereinander, und machen ein einziges Geſchlecht aus. Nicht? — Dieſes muß zugegeben werden. — Und wenn es über uns noch höhere Geiſter gibt, die ſich einander an unmerklichen Graden der Vollkommenheit übertreffen, und ſich dem unendlichen Geiſte allmälig nähern, gehören ſie nicht alle, ſo viel ihrer erſchaffen ſind, zu einem einzigen Geſchlechte? — Richtig! — Wie ihre Eigenſchaften nicht weſentlich unterſchieden ſind, ſondern nur dem Grade nach, alſo in einer ſtätigen Reihe ſich allmälig erheben; ſo müſſen auch ihre Beſtimmungen ſich im Weſentlichen ähnlich, nur in unmerklichen Graden von einander unterſchieden ſein. Denn in dem großen Plane der Schöpfung iſt alles nach den Regeln der allervollkommenſten Harmonie angeordnet; daher auch die Beſtimmungen der Weſen mit ihren Vollkommenheiten und Eigenſchaften auf das genaueſte übereinſtimmen müſſen. Können wir dieſes wohl in Zweifel ziehen? — Im geringſten nicht? — O! meine Freunde! die Frage, die wir hier unterſuchen, fängt an, in dem göttlichen Entwurfe des großen

Weltalls von unendlicher Wichtigkeit zu werden. Nicht das menſchliche Geſchlecht allein, die Entſcheidung geht das geſammte Reich der denkenden Weſen an. Sind ſie zur wahren Unſterblichkeit, zur ewigen Fortdauer ihres Bewußtſeins und deutlichen Selbſtgefühls beſtimmt, oder hören dieſe Wohlthaten des Schöpfers nach einem kurzen Genuſſe wieder auf, und machen einer ewigen Vergeſſenheit Platz? In dem Rathſchluſſe des Allerhöchſten muß, wie wir geſehen, die Frage in dieſer Allgemeinheit entſchieden worden ſein; werden wir nicht, bei unſerer Unterſuchung, ſie auch in dieſem allgemeinen Lichte zu betrachten haben? — Wie es ſcheint. — Aber je allgemeiner der Gegenſtand wird, fuhr Sokrates fort, deſto ungereimter wird unſere Beſorgniß. Alle endliche Geiſter haben anerſchaffene Fähigkeiten, die ſie durch Ueberlegung entwickeln und vollkommener machen. Der Menſch bearbeitet ſein angebornes Vermögen zu empfinden und zu denken mit einer erſtaunenswerthen Geſchwindigkeit. Mit jeder Empfindung ſtrömt ihm eine Menge von Erkenntniſſen zu, die der menſchlichen Zunge unausſprechlich ſind; und wenn er die Empfindungen gegen einander hält, wenn er vergleicht, urtheilt, ſchließt, wählt, verwirft, ſo vervielfältigt er dieſe Menge in's Unendliche. Zu gleicher Zeit entfaltet eine unauf-

thöriche Geſchäftigkeit die ihm angebornen Fähigkeiten des Geiſtes, und bildet in ihm Witz, Verſtand, Vernunft, Erfindungskraft, Empfindung des Schönen und Guten, Großmuth, Menſchenliebe, Geſelligkeit, und wie die Vollkommenheiten alle heißen, die noch kein Sterblicher auf Erden hat unterlaſſen können zu erwerben. Laß es ſein, daß wir manche Menſchen dumm, thöricht, gefühllos, niederträchtig und grauſam ſchelten: vergleichungsweiſe können dieſe Benennungen zuweilen Grund haben; aber noch hat kein Dummkopf gelebt, der nicht einige Merkmale des Verſtandes von ſich gegeben, und noch kein Tyrann, in deſſen Buſen nicht auch ein einziger Funken von Menſchenliebe geglimmt hätte. Wir alle erwerben dieſelben Vollkommenheiten, und der Unterſchied beſteht nur in dem mehr und weniger; wir erwerben ſie alle, ſage ich, meine Freunde, denn auch dem Gottloſeſten iſt es nie gelungen, ſeiner Beſtimmung ſchnurſtracks zuwider zu handeln. Er ſträube, er widerſetze ſich mit der größten Hartnäckigkeit: ſo wird ſein Widerſtreben ſelbſt einen angebornen Trieb zum Grunde haben, der urſprünglich gut und blos durch unrechte Anwendung verdorben ſein wird. Dieſe fehlerhafte Anwendung macht den Menſchen unvollkommen und elend; allein die Ausübung des urſprünglich guten Triebes beför-

dert gleichwohl, wider ſeinen Dank und Willen, den Endzweck ſeines Daſeins. Auf ſolche Weiſe, meine Freunde, hat noch kein Menſch in dem wohlthätigen Umgange mit ſeinen Nebenmenſchen gelebt, der nicht den Erdboden vollkommener verlaſſen, als er ihn betreten hat. Mit der geſammten Reihe der denkenden Weſen hat es die nämliche Beſchaffenheit: ſo lange ſie mit Selbſtgefühl empfinden, denken, wollen, begehren, verabſcheuen, ſo bilden ſie die ihnen anerſchaffenen Fähigkeiten immer mehr aus; je länger ſie geſchäftig ſind, deſto wirkſamer werden ihre Kräfte, deſto fertiger, ſchneller, unaufhaltſamer werden ihre Wirkungen, deſto fähiger werden ſie, in der Beſchauung des wahren Schönen und Vollkommenen ihre Seligkeit zu finden. Und wie? meine Freunde! alle dieſe erworbenen, göttlichen Vollkommenheiten führen dahin, wie leichter Schaum auf dem Waſſer, wie ein Pfeil durch die Luft fliegt, und ließen keine Spuren hinter ſich, daß ſie jemals da geweſen ſind? Das kleinſte Sonnenſtäubchen kann in der Natur der Dinge, ohne wunderthätige Vernichtung, nicht verloren gehen: und dieſe Herrlichkeiten ſollen auf ewig verſchwinden? ſollen, in Abſicht auf die Weſen, von welchen ſie beſeſſen worden, ohne Folgen, ohne Nutzen, ſo anzuſehen ſein, als wenn ſie ihm nie zugehört

hätten? Was für Begriffe von dem Plane der Schöpfung ſezt dieſe Meinung voraus!

In dieſem allerweiſeſten Plane iſt das Gute von unendlichem Nutzen, jede Vollkommenheit von unaufhörlichen Folgen: doch nur die Vollkommenheit der einfachen, ſich ſelbſt fühlenden Weſen, denen im eigentlichen Verſtande eine wirkliche Vollkommenheit zugeſchrieben werden kann; diejenige hingegen, welche wir in zuſammengeſetzten Dingen wahrnehmen, iſt vergänglich und wandelbar, wie die Dinge ſelbſt, denen ſie zukommt. Um dieſes deutlicher zu machen, meine Freunde, müſſen wir den Unterſchied zwiſchen dem Einfachen und dem Zuſammengeſetzten abermal in Erwägung ziehen. Ohne Beziehung auf das Einfache, auf denkende Weſen, haben wir geſehen, kann den zuſammengeſetzten Dingen weder Schönheit, Ordnung, Uebereinſtimmung, noch Vollkommenheit zugeſchrieben, ja ſie können, ohne dieſe Beziehung, nicht einmal zuſammengenommen werden, um Ganze auszumachen. Auch ſind ſie in dem großen Entwurfe dieſes Weltalls nicht um ihrer ſelbſt willen hervorgebracht worden: denn ſie ſind leblos und ſich ihres Daſeins unbewußt, auch an und für ſich keiner Vollkommenheit fähig. Der Endzweck ihres Daſeins iſt vielmehr in dem lebenden und empfindenden Theile der Schöpfung zu ſuchen: das Lebloſe dient dem

Lebendigen zu Werkzeugen der Empfindungen und gewährt ihm nicht nur ſinnliches Gefühl von mannichfaltigen Dingen, ſondern auch Begriffe von Schönheit, Ordnung, Ebenmaß, Mittel, Endzweck, Vollkommenheit, oder wenigſtens den Stoff zu allen dieſen Begriffen, die ſich das denkende Weſen hernach, vermöge ſeiner innern Thätigkeit, ſelbſt bildet. Im Zuſammengeſetzten finden wir nichts für ſich Beſtehendes, nichts das fortdauere und von einiger Beſtändigkeit ſei, ſo daß man in dem zweiten Augenblick ſagen könne, es ſei noch das vorige. Indem ich euch hier anſehe, meine Freunde, ſo iſt nicht nur das Licht der Sonne, das von eurem Antlitze widerſtrahlt, in einem beſtändigen Strome; ſondern eure Leiber haben unterdeß in ihrer innern Bildung und Zuſammenfügung unendliche Veränderungen gelitten: alle Theile derſelben haben aufgehört, die vorigen zu ſein, ſie ſind in einem ſteten Wechſel und Fluſſe von Veränderungen, der ſie unabläſſig mit ſich fortreißt. Wie die glückſeligen Weiſen der vorigen Zeiten ſchon bemerkt, daß die körperlichen Dinge nicht ſind ſondern entſtehen und vergehen: ſo iſt nichts in derſelben von Dauer und Beſtandheit; ſondern alles folgt einem unaufhaltſamen Strome von Bewegungen, wodurch die zuſammengeſetzten Dinge ohne Unterlaß erzeugt und aufgelöſt

werden. Dieſes hat auch Homer darunter verſtanden, wenn er den Ocean den Vater und die Tethys die Mutter aller Dinge nennt: er hat damit anzeigen wollen, daß alle Dinge in der ſichtbaren Welt durch den ſteten Wechſel entſtehen und, wie in einem fortſtrömenden Weltmeer, nicht einen Augenblick an der vorigen Stelle bleiben.

Iſt nun das Zuſammengeſetzte an ſich ſelbſt keines Fortdauerns fähig: wie viel weniger wird es ſeine Vollkommenheit ſein, die ihm, wie wir geſehen, niemals an und für ſich ſelbſt, ſondern nur in Beziehung auf das Empfindende und Denkende in der Schöpfung zugeſchrieben werden kann? Daher ſehen wir in der lebloſen Schöpfung das Schöne verwelken und aufblühen, das Vollkommene verderben und in einer andern Geſtalt wieder zum Vorſchein kommen, ſcheinbare Unordnung und Regelmäßigkeit, Harmonie und Mißſtimmung, Angenehmes und Widriges, Gutes und Böſes in unendlicher Mannichfaltigkeit mit einander abwechſeln, ſo wie es Gebrauch, Nutzen, Bequemlichkeit, Luſt und Glückſeligkeit der lebendigen Dinge erfordert, um derentwillen jene hervorgebracht worden.

Der lebendige Theil der Schöpfung enthält zwei Klaſſen: ſinnlichempfindende und denkende Naturen. Beide haben dieſes gemein, daß ſie von fortdauerndem Weſen ſind,

eine innere für ſich beſtehende Vollkommenheit beſitzen und genießen können. Wir finden bei allen Thieren, die dieſen Erdboden bedecken, daß ihre Empfindungen, ihre Kenntniſſe, ihre Begierden, ihre eingepflanzten Naturtriebe auf das wunderbarſte mit ihren Bedürfniſſen übereinſtimmen, und insgeſammt auf ihre Erhaltung, Bequemlichkeit und Fortpflanzung, auch zum Theil auf das Wohlſein ihrer Nachkommen abzielen. Dieſe Harmonie wohnt ihnen innerlich bei: denn alle dieſe Fühlungen und Naturtriebe ſind Beſchaffenheiten des einfachen, unkörperlichen Weſens, das ſich in ihnen ſeiner ſelbſt und anderer Dinge bewußt iſt; daher beſitzen ſie eine wahre Vollkommenheit, die nicht erſt in Beziehung auf andere außer ihnen ſo genannt werden darf, ſondern ihre Beſtandheit und ihr Fortdauerndes für ſich hat. Sind die lebloſen Dinge zum Theil ihretwegen da, damit ſie Erhaltung, Luſt und Bequemlichkeit finden ſollen: ſo ſind ſie ihrerſeits auch fähig, dieſe Wohlthaten zu genießen, Luſt und Unluſt, Angenehmes und Widriges, Verlangen und Abſchen, Wohlſein und Unglückſeligkeit zu fühlen, und dadurch innerlich vollkommen oder unvollkommen zu werden. Sind die lebloſen Dinge die Mittel geweſen, deren ſich der allerweiſeſte Schöpfer bedient; ſo gehören die Thiere ſchon mit zu ſeinen Abſichten: denn

um ihretwillen iſt ein Theil des Lebloſen hervorgebracht worden, und ſie beſitzen das Vermögen zu genießen, und dadurch in ihrer innern Natur übereinſtimmend und vollkommen zu werden. — Hingegen bemerken wir bei ihnen, ſo wie wir ſie auf dem Erdboden vor uns ſehen, keinen beſtändigen Fortgang zu einer höhern Stufe der Vollkommenheit. Sie erhalten ohne Unterweiſung, ohne Ueberlegung, ohne Uebung, ohne Vorſatz und Wißbegierde, gleichſam unmittelbar aus der Hand des Allmächtigen, diejenigen Gaben, Fertigkeiten und Triebe, die zu ihrer Ernährung und Fortpflanzung nöthig ſind. Ein mehreres erwerben ſie nicht, und wenn ſie Jahrhunderte leben oder ſich unendlich vermehren und fortpflanzen. Sie können auch dies Erhaltene weder verbeſſern noch verſchlimmern, auch keinem andern mittheilen; ſondern üben es auf die ihnen eingepflanzte Weiſe aus, ſo lange es ihren Umſtänden zuträglich iſt, und hernach ſcheinen ſie es wohl ſelber wieder zu vergeſſen. Durch menſchlichen Unterricht können zwar einige Hausthiere etwas weniges erlernen, und zum Kriege oder zu geringen häuslichen Verrichtungen gewöhnt und gezogen werden: ſie zeigen aber durch die Art und Weiſe, wie ſie dieſen Unterricht annehmen, zur Genüge, daß ihr Leben hienieden nicht beſtimmt ſei, ein beſtändiger Fortſchritt

zur Vollkommenheit zu ſein; ſondern daß ein gewiſſer Grad der Fähigkeit, den ſie erreichen, auch ihr letztes Ziel ſei, und daß ſie von ſelbſt nie weiter ſtreben, nie höhere Dinge zu beginnen von innen angetrieben werden. Nun iſt zwar dieſes Stillſtehen, dieſe dumme Zufriedenheit mit dem Erreichten, ohne ſich erheben und empor ſchwingen zu wollen, ein Zeichen, daß ſie in dem großen Entwurfe der Schöpfung nicht das letzte Ziel geweſen, ſondern als niedrigere Abſichten zugleich Mittel abgeben, um Weſen von würdigern und erhabenern Beſtimmungen in Erfüllung der Endabſichten Gottes behülflich zu ſein. Allein die Quelle des Lebens und der Empfindungen in ihnen iſt doch ein einfaches für ſich beſtehendes Weſen, das unter allen Abänderungen, die es in dem Laufe der Dinge leidet, etwas Beſtändiges und Fortdauerndes hat: daher die Eigenſchaften, die es einmal durch Erlernen oder als ein unmittelbares Geſchenk von der Hand des Allgütigen erhalten, ihm eigenthümlich zukommen, durch natürliche Wege nie wieder gänzlich verſchwinden, ſondern von unaufhörlichen Folgen ſein müſſen. Da dieſe empfindende Seele natürlicher Weiſe nie aufhört zu ſein, ſo hört ſie auch nie auf, die Abſichten Gottes in der Natur zu befördern, und ſie wird mit jeder Dauer ihres Daſeins immer tüchtiger und tüchtiger,

ihres Urhebers großen Endzweck in Erfüllung bringen zu helfen. Dieſes iſt der unendlichen Weisheit gemäß, mit welcher der Plan dieſes Weltalls in dem Rathe der Götter iſt entworfen worden. Alles iſt in unaufhörlicher Arbeit und Bemühung, gewiſſe Abſichten in dieſem Plane zu erfüllen; einer jeden wahren Subſtanz iſt eine unabſehbare Folge und Reihe von Verrichtungen vorgeſchrieben, die ſie nach und nach bewirken muß, und die wirkende Subſtanz wird allezeit durch die letzte Verrichtung tüchtiger, die nächſtfolgende auszuführen. Nach dieſen Grundſätzen iſt das geiſtige Weſen, das die Thiere belebt, von unendlicher Dauer, und fährt auch in Ewigkeit fort die Abſichten Gottes in der Reihe und Stufenfolge zu erfüllen, die ihm in dem allgemeinen Plane angewieſen worden. — Ob nun dieſe thieriſchen, blos ſinnlich empfindenden Naturen mit der Zeit ihre niedrige Stufe verlaſſen und, von einem Wink des Allmächtigen gelockt, ſich in die Sphäre der Geiſter emporſchwingen werden: läßt ſich mit keiner Gewißheit ausmachen, wiewohl ich ſehr geneigt bin, es zu glauben.

Die vernünftigen Naturen und Geiſter nehmen in dem großen Weltall, ſo wie insbeſondere der Menſch auf dieſem Erdboden, die vornehmſte Stelle ein. Dieſem Unterherrn der Schöpfung ſchmückt ſich die Na-

tur in ihrer jungfräulichen Schönheit. Ihm dient das Leblose nicht nur zum Nutzen und zur Bequemlichkeit, nicht nur zur Nahrung, Kleidung, Wohnung und zum ſichern Aufenthalt, ſondern vornehmlich zur Ergötzung und zum Unterricht; und die erhabenſten Sphären, die entfernteſten Geſtirne, die kaum mit dem Auge entdeckt werden können, müſſen ihm in dieſer Abſicht nützlich ſein. Wollt ihr ſeine Beſtimmung hienieden wiſſen: ſo ſehet nur, was er hienieden verrichtet. Er bringt auf dieſen Schauplatz weder Fertigkeit, noch Naturtrieb, noch angebornes Geſchick, weder Wehr noch Schutz mit; und erſcheint bei ſeinem erſten Auftritte dürftiger und hülfloſer, als das unvernünftige Thier. Aber die Beſtrebung und die Fähigkeit, ſich vollkommener zu machen: dieſe erhabenſten Geſchenke, deren eine erſchaffene Natur fähig iſt, erſetzen vielfältig den Abgang jener viehiſchen Triebe und Fertigkeiten, die keine Verbeſſerung, keinen höhern Grad der Vollkommenheit je annehmen können. Kaum genießt er das Licht der Sonne, ſo arbeitet ſchon die geſammte Natur, ihn vollkommener zu machen: dieſes ſchärft ſeine Sinne, ſeine Einbildungskraft und ſein Erinnerungsvermögen; jenes übt ſeine edleren Erkenntnißkräfte, bearbeitet ſeinen Verſtand, ſeine Vernunft, ſeinen Witz, ſeinen Scharfſinn. Das Schöne in der Na-

tur bildet ſeinen Geſchmack und verfeinert ſeine Empfindung; das Erhabene erregt ſeine Bewunderung und erhebt ſeine Begriffe gleichſam über die Sphäre dieſer Vergänglichkeit hinweg. Ordnung, Uebereinſtimmung und Ebenmaß dienen ihm nicht nur zum vernünftigen Ergötzen, ſondern beſchäftigen ſeine Gemüthskräfte alle in gehöriger und ihrer Vollkommenheit zuträglicher Harmonie. Bald tritt er mit ſeines Gleichen in Geſellſchaft, um ſich wechſelsweiſe die Mittel zur Glückſeligkeit zu erleichtern: und ſiehe! es zeigen und bilden ſich an ihm in dieſer Geſellſchaft, höhere Vollkommenheiten, die bisher wie in einer Knospe eingewickelt geweſen. Er erlangt Pflichten, Rechte, Befugniſſe und Obliegenheiten, die ihn in die Klaſſe moraliſcher Naturen erheben; es entſtehen Begriffe von Gerechtigkeit, Billigkeit, Ehre, Anſehen, Nachruhm. Der eingeſchränkte Trieb der Familienliebe wird in Liebe zum Vaterlande, zum ganzen menſchlichen Geſchlecht erweitert, und aus dem angebornen Keime des Mitleids entſproſſen Wohlwollen, Mildthätigkeit und Grosmuth. — Nach und nach bringt der Umgang, die Geſelligkeit, das Geſpräch, die Aufmunterung alle ſittliche Tugenden zur Reife: ſie entzünden das Herz zur Freundſchaft, die Bruſt zur Tapferkeit und den Geiſt zur Wahrheitsliebe; breiten einen Wetteifer

von Dienſt und Gegendienſt, Liebe und Gegenliebe, eine Abwechſelung von Ernſt und Scherz, Tiefſinn und Munterkeit über das menſchliche Leben aus, die alle einſamen und ungeſelligen Wollüſte an Süßigkeit übertreffen. Weshalb auch der Beſitz aller Güter dieſer Erde, der feurigſten Wollüſte uns nicht behagt, wenn wir ſie in der Einſamkeit beſitzen und genießen ſollen; ja die erhabenſten und prächtigſten Gegenſtände der Natur ergötzen das geſellige Thier, den Menſchen, nicht ſo ſehr als ein Anblick ſeines Mitmenſchen.

Erlangt nun dieſes vernünftige Geſchöpf erſt wahre Begriffe von Gott und ſeinen Eigenſchaften, o! welch ein kühner Schritt zu einer höhern Vollkommenheit! Aus der Gemeinſchaft mit dem Nebengeſchöpfe tritt er in eine Gemeinſchaft mit dem Schöpfer: erkennt das Verhältniß, in welchem er, das ganze menſchliche Geſchlecht, alles Lebendige und alles Lebloſe mit dieſem Urheber und Erhalter des Ganzen ſtehen; die große Ordnung von Urſachen und Wirkungen in der Natur wird ihm nunmehr auch zu einer Ordnung von Mitteln und Abſichten. Was er bisher auf Erden genoſſen, ward ihm wie aus den Wolken zugeworfen; nunmehr zertheilen ſich dieſe Wolken, und er ſieht den freundlichen Geber, der ihm alle dieſe Wohlthaten hat zufließen laſſen. Was er an Leib und an Ge-

müth für Eigenſchaften, Gaben und Geſchicklichkeiten beſitzt, erkennt er als Geſchenke dieſes gütigen Vaters; alle Schönheit, alle Harmonie, alles Gute, alle Weisheit, Vorſicht, Mittel und Endzwecke, die er bisher in der ſichtbaren und unſichtbaren Welt erkannt hat, betrachtet er als Gedanken des Allweiſeſten, die ihm dieſer in dem Buche der Schöpfung zu leſen gegeben, um ihn zur höheren Vollkommenheit zu erziehen. Dieſem liebreichen Vater und Erzieher, dieſem gnädigen Regenten der Welt heiligt er zugleich alle Tugenden ſeines Herzens; und ſie gewinnen in ſeinen Augen einen göttlichen Glanz, da er weiß, daß er durch ſie, und nur durch ſie dem Allgütigen wohlgefallen kann. Die Tugend allein führt zur Glückſeligkeit, und wir können dem Schöpfer nicht anders wohlgefallen, als wenn wir nach unſrer wahren Glückſeligkeit ſtreben. — Welch eine Höhe hat der Menſch in dieſer Verfaſſung auf Erden erreicht! Betrachtet ihn, meine Freunde, den wohlgeſinnten Bürger im Staate Gottes, wie alle ſeine Gedanken, Wünſche, Neigungen und Leidenſchaften unter ſich harmoniren: wie ſie alle zum wahren Wohlſein des Geſchöpfes und zur Verherrlichung des Schöpfers abzielen! O wenn die Welt nur ein einziges Geſchöpf von dieſer Vollkommenheit aufzuweiſen hätte; wollten wir anſtehn, in dieſem Nachahmer der

Gottheit, in dieſem Gegenſtande des göttlichen Wohlgefallens den letzten Endzweck der Schöpfung zu ſuchen?

Zwar treffen alle Züge dieſes Gemäldes nicht den Menſchen überhaupt ſondern nur wenige Edle, die eine Zierde des menſchlichen Geſchlechtes ſind; allein dies mag allenfalls die Gränzlinie ſein zwiſchen Menſchen und höheren Geiſtern. Genug, daß ſie alle zu derſelben Klaſſe gehören, und ihr Unterſchied nur in dem Mehr und Weniger beſteht. Vom unwiſſendſten Menſchen bis zum vollkommenſten unter den erſchaffenen Geiſtern haben alle die, der Weisheit Gottes ſo anſtändige und ihren eigenen Kraften und Fähigkeiten ſo angemeſſene Beſtimmung, ſich und andre vollkommener zu machen. Dieſer Pfad iſt ihnen vorgezeichnet, und der verkehrteſte Wille kann Niemanden ganz davon abführen. Alles, was lebt und denkt, kann nicht unterlaſſen, ſeine Erkenntniß- und ſeine Beachrungskräfte zu üben, auszubilden, in Fertigkeiten zu verwandeln; mithin mehr oder weniger, mit ſtärkern oder ſchwächern Schritten ſich der Vollkommenheit zu nähern. — Und dieſes Ziel, wann wird es erreicht? Wie es ſcheint, niemals ſo völlig, daß der Weg zu einem fernern Fortgange verſperrt ſein ſollte: denn erſchaffene Naturen können niemals eine Vollkommenheit erreichen, über welche ſich nichts gedenken ließe. Je höher ſie klimmen, deſto mehr ungeſehene Fernen entwölken ſich ihren Augen, die ihre Schritte anſpornen. Das Ziel dieſes Beſtrebens beſteht wie das Weſen der Zeit in der Fortſchreitung. Durch die Nachahmung Gottes kann man ſich allmälig ſeinen Vollkommenheiten nähern, und in dieſer Näherung beſteht die Glückſeligkeit der Geiſter; aber der Weg zu derſelben iſt unendlich, kann in Ewig-

5 *

keit nicht ganz zurückgelegt werden. Daher kennt das Fortſtreben in dem menſchlichen Leben keine Gränzen. Eine jede menſchliche Begierde zielt an und für ſich ſchon in die Unendlichkeit hinaus. Unſere Wißbegierde iſt unerſättlich, unſer Ehrgeiz unerſättlich, ja der niedrige Geldgeiz ſelbſt quält und beunruhigt, ohne jemals eine völlige Befriedigung zu geſtatten. Die Empfindung der Schönheit ſucht das Unendliche; das Erhabene reizt uns bloß durch das Unergründliche, das ihm anhängt; die Wolluſt ekelt uns, ſobald ſie die Gränzen der Sättigung beruhret. Wo wir Schranken ſehen, die nicht zu überſteigen ſind, da fühlt ſich unſere Einbildungskraft wie in Feſſeln geſchmiedet, und die Himmel ſcheinen unſer Daſein in gar zu enge Raume einzuſchließen: daher wir unſrer Einbildungskraft ſo gern den freie- Lauf laſſen, und die Gränzen des Raums in's Unendliche hinaus ſetzen. Dieſes endloſe Beſtreben, das ſein Ziel immer weit hinausſteckt, iſt dem Weſen, den Eigenſchaften und der Beſtimmung der Geiſter angemeſſen; und die wundervollen Werke des Unendlichen enthalten Stoff und Nahrung genug, dieſes Beſtreben in Ewigkeit zu unterhalten: je mehr wir in ihre Geheimniſſe ein dringen, deſto weitere Ausſichten thun ſie unſern gierigen Blicken auf; je mehr wir ergründen, deſto mehr finden wir zu erforſchen; je mehr wir genießen, deſto unerſchöpflicher iſt die Quelle.

Wir können alſo, fuhr Sokrates fort, mit gutem Grunde annehmen, dieſes Fortſtreben zur Vollkommenheit, dieſes Zunehmen, dieſer Wachsthum an innerer Vortrefflichkeit ſei die Beſtimmung vernünftiger Weſen, mithin auch der höchſte Endzweck der Schöpfung. Wir können ſagen, dieſes unermeßliche Weltgebäude ſei hervorgebracht worden, damit es ver-

nünftige Weſen gebe, die von Stufe zu Stufe fortſchreiten, an Vollkommenheit allmälig zunehmen, und in dieſer Zunahme ihre Glückſeligkeit finden mögen. Daß dieſe nun ſämmtlich mitten auf dem Wege ſtille ſtehn, nicht nur ſtille ſtehn, ſondern auf einmal in den Abgrund zurück geſtoßen werden, und alle Früchten ihres Bemühens verlieren: dieſes kann das allerhöchſte Weſen unmöglich beliebt und in den Plan des Weltalls gebracht haben, der ihm vor allen wohlgefallen hat. Als einfache Weſen ſind ſie unvergänglich; als für ſich beſtehende Naturen ſind auch ihre Vollkommenheiten fortdaurend und von unendlichen Folgen; als vernünftige Weſen ſtreben ſie nach einem unaufhörlichen Wachsthum und Fortgang in der Vollkommenheit: die Natur bietet ihnen zu dieſem endloſen Fortgange hinlänglichen Stoff dar; und als letzter Endzweck der Schöpfung können ſie keiner andern Abſicht nachgeſetzt und deswegen im Fortgange oder Beſitze ihrer Vollkommenheiten vorſätzlich geſtört werden. Iſt's der Weisheit anſtändig: eine Welt deswegen hervorzubringen, damit die Geiſter, die ſie hineingeſetzt, ihre Wunder betrachten und glückſelig ſein mögen; und einen Augenblick darauf dieſen Geiſtern ſelbſt die Fähigkeit zur Betrachtung und Glückſeligkeit auf ewig zu entziehen? Iſt's der Weisheit anſtändig, ein Schattenwerk der Glückſeligkeit, das immer kömmt und immer vergeht, zum letzten Ziel ihrer Wunderthaten zu machen? O nein! meine Freunde! Nicht umſonſt hat uns die Vorſehung ein Verlangen nach ewiger Glückſeligkeit eingegeben: es kann und wird befriedigt werden. Das Ziel der Schöpfung dauert ſo lange als die Schöpfung; die Bewunderer göttlicher Vollkommenheiten ſo lange als das Werk, in welchem

dieſe Vollkommenheiten ſichtbar ſind. So wie wir hienieden dem Regenten der Welt dienen, indem wir unſere Fähigkeiten entwickeln: ſo werden wir auch in jenem Leben unter ſeiner göttlichen Obhut fortfahren, uns in Tugend und Weisheit zu üben, uns unaufhörlich vollkommener und tüchtiger machen, die Reihe der göttlichen Abſichten zu erfüllen, die ſich von uns hin in das Unendliche erſtreckt. Irgendwo auf dieſem Wege ſtille ſtehn, ſtreitet offenbar mit der göttlichen Weisheit, Güte oder Allmacht; es hat ſo wenig als das allerhöchſte Elend unſchuldiger Geſchöpfe von dem vollkommenſten Weſen bei dem Entwurfe des Weltplans beliebt werden können.

Wie beklagenswerth iſt das Schickſal eines Sterblichen, der ſich durch unglückliche Sophiſtereien um die tröſtliche Erwartung einer Zukunft gebracht hat! Er muß über ſeinen Zuſtand nicht nachdenken, muß wie in einer Betäubung dahin leben oder verzweifeln. Was iſt der menſchlichen Seele ſchrecklicher als die Vernichtung? und was elender als ein Menſch, der ſie mit ſtarken Schritten auf ſich zukommen ſieht und in der troſtloſen Furcht, mit der er ſie erwartet, ſie ſchon vorher zu empfinden glaubt? Im Glücke ſchleicht ſich der entſetzliche Gedanke vom Nichtſein zwiſchen die wollüſtigen Vorſtellungen wie eine Schlange zwiſchen Blumen und vergiftet den Genuß des Lebens; und im Unglück ſchlägt er den Menſchen ganz hoffnungslos zu Boden, indem er ihm den einzigen Troſt verkümmert, der das Elend verſüßen kann: die Hoffnung einer beſſern Zukunft. Ja der Begriff einer bevorſtehenden Vernichtung ſtreitet ſo ſehr wider die Natur der menſchlichen Seele, daß wir ihn mit ſeinen nächſten Folgen nicht zuſammen reimen können, und, wohin wir uns wenden, auf

tauſend Ungereimtheiten und Widerſprüche ſtoßen. Was iſt dieſes Leben mit allen ſeinen Mühſeligkeiten, beſonders wenn die angenehmen Augenblicke deſſelben von der Angſt vor unvermeidlicher Vernichtung vergällt werden? was iſt eine Dauer von geſtern und heute, die morgen nicht mehr ſein wird? Eine höchſt verächtliche Kleinigkeit, die uns die Mühe, Arbeit, Sorgen und Beſchwerlichkeiten, mit welchen ſie erhalten wird, ſehr ſchlecht belohnt. Und gleichwohl iſt dem, der nichts Beſſeres zu hoffen hat, dieſe Kleinigkeit Alles. Seiner Lehre zufolge müßte ihm das gegenwärtige Daſein das höchſte Gut ſein, dem nichts in der Welt die Wage halten kann; müßte das ſchmerzlichſte, das gequälteſte Leben dem Tode, als der völligen Vernichtung ſeines Weſens, unendlich vorzuziehen ſein: ſeine Liebe zum Leben müßte ſchlechterdings von nichts überwunden werden können. Welcher Beweggrund, welche Betrachtung würde mächtig genug ſein, ihn in die geringſte Lebensgefahr zu führen? Ehre und Nachruhm? Dieſe Schatten verſchwinden, wenn von wirklichen Gütern die Rede iſt, die mit ihnen in Vergleichung kommen ſollen. Es betrifft das Wohl ſeiner Kinder, ſeiner Freunde, ſeines Vaterlandes? Und wenn es das Wohl des ganzen menſchlichen Geſchlechts beträfe! Ihm iſt der armſelige Genuß weniger Augenblicke Alles, deſſen er ſich zu getröſten hat, und daher von unendlicher Wichtigkeit: wie kann er es in die Schanze ſchlagen? Was er wagt, iſt mit dem, was er zu erhalten hofft, gar nicht in Vergleichung zu bringen; denn nach den Gedanken dieſer Sophiſten iſt das Leben in Vergleich mit allen andern Gütern unendlich groß.

Hat es aber keine Heldengeiſter gegeben,

die, ohne von ihrer Unſterblichkeit überführt zu ſein, für die Rechte der Menſchheit, für Freiheit, Tugend und Wahrheit ihr Leben hingegeben? O ja! und auch ſolche, die es um weit minder löblicher Urſachen willen auf das Spiel geſetzt. Aber gewiß hat das Herz, nicht der Verſtand ſie dahin gebracht. Sie haben, ohne es zu wiſſen, durch dieſe That ihre eigenen Grundſätze verläugnet. Wer ein künftiges Leben hofft und das Ziel ſeines Daſeins in die Fortſchreitung zur Vollkommenheit ſetzt, der kann zu ſich ſelber ſagen: Siehe! du biſt hieher geſendet worden, durch Beförderung des Guten dich ſelbſt vollkommener zu machen; du darfſt alſo das Gute, wenn es nicht anders erhalten werden kann, ſelbſt auf Koſten deines Lebens befördern. Drohet Tyrannei deinem Vaterlande den Untergang, iſt die Gerechtigkeit in Gefahr unterdrückt, die Tugend gekränkt und Religion und Wahrheit verfolgt zu werden; ſo mache von deinem Leben den Gebrauch, zu welchem es dir verliehen worden: ſtirb, um dem menſchlichen Geſchlecht dieſe theuren Mittel zur Glückſeligkeit zu erhalten! Das Verdienſt, mit ſo vieler Selbſtverleugnung das Gute befördert zu haben, giebt deinem Weſen einen unausſprechlichen Werth, der zugleich von unendlicher Dauer ſein wird. Sobald mir der Tod das gewährt, was das Leben nicht gewähren kann, ſo iſt es mir Pflicht und Beruf, meiner Beſtimmung gemäß zu ſterben. Nur alsdann läßt ſich der Werth dieſes Lebens angeben und mit andern Gütern in Vergleichung bringen, wenn wir es als ein Mittel zur Glückſeligkeit betrachten. Sobald wir aber mit dem Leben auch unſer Daſein verlieren, ſo hört es auf ein bloßes Mittel zu ſein, es wird der Endzweck, das letzte Ziel unſerer Wünſche, das höchſte

Gut, wonach wer ſtreben können, das um ſein ſelbſt willen geſucht, geliebt und verlangt wird; und kein Gut in der Welt kann mit ihm in Vergleichung kommen, viel weniger ihm vorgezogen werden, denn es übertrifft alle andere Betrachtungen an Wichtigkeit.

Ich kann daher unmöglich glauben, daß ein Menſch, dem mit dieſen Leben alles aus iſt, ſich nach ſeinen Grundſätzen dem Wohl des Vaterlandes oder des ganzen menſchlichen Geſchlechts aufopfern könne. Ich bin vielmehr der Meinung, daß, ſo oft z. B. die Erhaltung des Vaterlandes unumgänglich erfordert, daß ein Bürger das Leben verliere oder auch nur in Gefahr komme es zu verlieren, nach dieſer Vorausſetzung ein Krieg zwiſchen dem Vaterlande und dieſem Bürger entſtehen muß, und was das ſeltſamſte iſt, ein Krieg, der auf beiden Seiten gerecht iſt. Denn hat das Vaterland nicht ein Recht, von jedem Bürger zu verlangen, daß er ſich dem Wohl des Ganzen aufopfere? wer wird dieſes leugnen? Allein auch dieſer Bürger hat das gerade entgegengeſetzte Recht, ſobald das Leben ſein höchſtes Gut iſt. Er kann, er darf, ja er muß dieſen Grundſätzen nach den Untergang ſeines Vaterlandes ſuchen, um ſein allertheuerſtes Leben einige Tage zu verlängern. Jedem moraliſchen Weſen kommt nach dieſer Vorausſetzung ein entſchiedenes Recht zu, den Untergang der ganzen Welt zu verurſachen, wenn es ſein Leben, das heißt ſein Daſein nur friſten kann. Eben daſſelbe Recht haben alle ſeine Nebenweſen. Welch ein allgemeiner Aufſtand! welche Zerrüttung, welche Verwirrung in der ſichtlichen Welt! Ein Krieg, der auf beiden Seiten gerecht iſt; ein allgemeiner Krieg aller moraliſchen Weſen, wo jedes in

Wahrheit das Recht auf ſeiner Seite hat; ein Streit, der an und für ſich ſelbſt auch von dem allergerechteſten Richter der Welt nicht nach Recht und Billigkeit enſchieden werden kann: was kann ungereimter ſein?

Wenn alle Meinungen, worüber die Menſchen jemal geſtritten und in Zweifel geweſen, vor den Thron der Wahrheit gebracht werden ſollten: was dünkt euch, meine Freunde, würde dieſe Gottheit nicht alſofort entſcheiden und unwiderruflich feſtſetzen können, welcher Satz wahr und welcher irrig ſei? Ganz unſtreitig! denn in dem Reiche der Wahrheit giebt es keinen Zweifel, keinen Schein, kein Dünken und Meinen; ſondern alles iſt entſchieden wahr oder entſchieden irrig und falſch. Jedermann wird mir auch dieſes einräumen, daß eine Lehre, die nicht beſtehen kann, wenn wir nicht in dem Reiche der Wahrheiten ſelbſt Widerſprüche, unauflösliche Zweifel oder nicht zu entſcheidende Ungewißheiten annehmen, nothwendig falſch ſein müſſe: denn in dieſem Reiche herrſcht die allervollkommenſte Harmonie, die durch nichts unterbrochen oder geſtört werden kann. Nun hat es mit der Gerechtigkeit die nämliche Beſchaffenheit: vor ihrem Throne werden alle Zwiſte und Streitigkeiten über Recht und Unrecht durch ewige und unveränderliche Regeln entſchieden. Da iſt kein Rechtsfall ſtreitig und ungewiß, da ſind keine Gerechtſame zweifelhaft, da finden ſich niemals zwei moraliſche Weſen, die auf eine und eben dieſelbe Sache ein gleiches Recht hatten. Alle dieſe Schwachheiten ſind ein Erbtheil des kurzſichtigen Menſchen, der die Gründe und Gegengründe nicht gehörig einſieht oder nicht gegeneinander abwägen kann; in dem Verſtande des allerhöchſten Geiſtes ſtehn alle Pflichten und Rechte moraliſcher Weſen, ſo

wie alle Wahrheiten in der vollkommenſten Harmonie. Aller Streit der Obliegenheiten, alle Kolliſion der Pflichten, die ein eingeſchränktes Weſen in Zweifel und Ungewißheit ſetzen können, finden hier ihre unwiderrufliche Entſcheidung; und ein gleiches Recht und Gegenrecht iſt in den Augen Gottes nicht weniger ungereimt, als ein Satz und Gegenſatz, Seyn und Nichtſeyn, welche beide in eben der Zeit einem Gegenſtande zukommen ſollen. Was ſollen wir alſo zu einer Meinung ſagen, die uns durch die bündigſten Folgerungen auf ſo übel zuſammenhängende und unſtatthafte Begriffe führt? Kann ſie vor dem Throne der Wahrheit genehmigt werden?

Mein Freund Kriton war vor einigen Tagen nicht geneigt mir einzuräumen, daß ich es der Republik und den Geſetzen ſchuldig ſei, mich der Strafe zu unterwerfen, die mir auferlegt worden. Wenn mir ſeine Denkart nicht ganz unbekannt iſt, ſo ſchien er nur deswegen Bedenken zu tragen, weil er das Urtheil, welches über mich ausgeſprochen worden, für ungerecht hielt. Wenn er wüßte, daß ich mich wirklich der Verbrechen ſchuldig gemacht, die wider mich eingeklagt worden ſind; ſo würde er nicht zweifeln, daß der Staat berechtigt ſei, mich am Leben zu ſtrafen, und daß mir obliege dieſe Strafe zu leiden. Dem Rechte zu thun entſpricht allezeit eine Verbindlichkeit zu leiden. Hat der Staat, wie jede andere ſittliche Perſon, ein Recht, denjenigen zu ſtrafen, der ihn beleidigt *), und wenn es leich-

*) Das Recht der Ahndung oder eine Beleidigung durch Zufügung phyſiſcher Uebel zu vergelten, findet auch im Stande der Natur Statt, und gründet ſich nicht, wie einige Weltweiſe behaupten, auf den geſell-

tere Strafen nicht thun, ihn ſogar am Leben zu ſtrafen; ſo muß der Beleidiger auch nach der Strenge der Gerechtigkeit verbunden ſein, dieſe Strafe zu dulden. Ohne dieſe leidende Ver-

---

ſchaftlichen Vertrag, iſt auch von dem eingeführten Eigenthumsrechte unabhängig. Der Menſch iſt auch im Stande der Natur verbunden, für ſeine Erhaltung, Geſundheit und Vollkommenheit zu ſorgen, und hat ein Recht, ſich der erlaubten Mittel hierzu zu bedienen. Mit hin darf er auch Andere abhalten, daß ſie ihm in unſchuldiger Ausübung dieſes Rechts nicht hinderlich ſeien. Er hat alſo ein vollkommenes Recht, von jedem andern zu fordern, daß er ihn nicht beleidige, und endlich zu Abhaltung fernerer Beleidigung ſich der Ahndung oder Strafe zu bedienen. Die Grade der Strafen richten ſich nach Maßgebung der Beleidigung, und vor nehmlich nach der Wahrſcheinlichkeit, daß ſie hinreichen werden, gegen künftiges Unrecht zu ſchützen. Daher auch Todesſtrafen Rechtens ſind, wenn geringere Strafen nicht hinreichen wollen. Wer mir im Stande der ungeſelligen Natur meine Hütte niederreißt, mein Waſſer trübt oder mir gar einen Stein nachwirft, um mich zu beſchädigen; den kann ich mit Recht ſtrafen, obgleich kein Eigenthumsrecht noch eingeführt, kein geſellſchaftlicher Vertrag zwiſchen uns geſchloſſen iſt. Es wird auch niemand in Abrede ſein, daß jeder Staat das Recht habe, einen Auswärtigen, der ihn beleidigt, zu beſtrafen, ob derſelbe gleich in keinem geſellſchaftlichen Vertrage mit dieſem Staate ſteht. Ja die Staaten unter ſich räumen ſich einander ein Recht zu

bindlichkeit wäre jenes Recht ein leerer Ton, Worte ohne Sinn und Bedeutung. So wenig es in der phyſiſchen Welt ein Wirken ohne ein Leiden giebt: eben ſo wenig kann in der ſittlichen Welt ein Recht auf eine Perſon ohne eine Verbindlichkeit von Seiten dieſer Perſon gedacht werden *). Ich zweifle nicht, meine Freunde, daß Kriton und ihr alle hierin mit mir einſtimmt. Aber ſo könnten wir nicht denken, wenn das Leben uns Alles wäre. Dieſer irrigen Meinung zufolge käme dem abſcheulichſten Verbrecher nicht die Obliegenheit zu, die wohlverdiente Strafe zu leiden; ſondern, wenn er bei dem Staat ſein Leben verwirkt hat, ſo

---

ſtrafen ein, ob ſie gleich ſehr oft noch im Stande der Natur unter ſich leben.

*) Das Geſetz des Stärkern kann in dem Reiche der Wahrheit keinen Rechtsfall entſcheiden. Gewalt und Recht ſind Begriffe von ſo verſchiedener Natur, daß die Gewalt ſo wenig ein Recht, als das Recht eine Gewalt erzeugen kann. Ein Recht auf der einen ohne Obliegenheit auf der andern Seite müßte durch die Gewalt entſchieden werden; und dieſes iſt ungereimt. Wenn Eltern das vollkommene Recht haben, von ihren Kindern Gehorſam zu fordern; ſo müſſen dieſe auf ihrer Seite verbunden ſein, Gehorſam zu leiſten. Sind die Kinder berechtigt, ſo lange ſie ſich nicht ſelbſt pflegen können, ihre Verpflegung von den Eltern zu fordern; ſo muß den Eltern obliegen dafür zu ſorgen. Dem unvollkommenen Rechte entſpricht von der andern Seite eine unvollkommene Verbindlichkeit. Wer in den Anfangsgründen des Naturrechts kein Fremdling iſt, kann an dieſen Sätzen unmöglich zweifeln.

wäre er befugt, das Vaterland, das ſeinen Untergang will, zu Grunde zu richten. Das Geſchehene iſt nicht mehr zu ändern; das Leben iſt ſein höchſtes Gut: wie kann er ihm das Wohl des Staates vorziehen? Wie kann ihm die Natur eine Pflicht vorſchreiben, die nicht auf ſein höchſtes Gut abzielt? wie kann er verbunden ſein, etwas zu thun oder zu leiden, das mit ſeiner ganzen Glückſeligkeit ſtreitet *)? Es wird alſo ihm nicht unerlaubt ſein, ja ſogar obliegen, den Staat durch Feuer und Schwert zu verwirren, wenn er ſein Leben dadurch retten kann. — Wodurch aber hätte der Böſewicht dieſe Befugniß erlangt? Bevor er das zu beſtrafende Verbrechen begangen, war er als Menſch verbunden, das Wohl der Menſchen, und als Bürger, das Wohl ſeiner Mitbürger zu befördern. Was kann ihn nunmehr von dieſer Verbindlichkeit befreit, und dagegen ihm das entgegengeſetzte Recht gegeben haben, alles neben ſich zu vernichten? was hat dieſe Veränderung in ſeinen Pflichten verurſacht? Wer unterſteht ſich zu antworten: das begangene Verbrechen ſelbſt.

Eine andere unglückſelige Folge von dieſer Meinung iſt, daß ihre Anhänger auch endlich genöthigt ſind, die Vorſehung Gottes zu leugnen. Da nach ihren Gedanken das Leben der Menſchen zwiſchen die engen Gränzen von Geburt und Tod eingeſchränkt iſt: ſo können ſie

---

*) Alle Pflichten, die die Natur dem Menſchen vorſchreibt, müſſen das höchſte Gut zum Ziele haben. Iſt unſer höchſtes Gut die Glückſeligkeit; ſo kann die Pflicht befehlen, das Leben der Glückſeligkeit nachzuſetzen. Iſt aber das Leben ſelbſt das höchſte Gut; ſo kann es keine Pflicht geben, das Leben ſelbſt zu verlieren.

den Lauf deſſelben mit ihren Augen verfolgen und ganz überſehen. Sie haben alſo Kenntniß der Sache genug, die Wege der Vorſehung, wenn es eine giebt, zu beurtheilen. Nun bemerken ſie in den Begebenheiten dieſer Welt vieles, das offenbar mit dem Begriffe, den wir uns von den Eigenſchaften Gottes machen müſſen, nicht übereinkömmt. Manches widerſpricht ſeiner Güte, manches ſeiner Gerechtigtigkeit, und bisweilen ſollte man glauben, das Schickſal der Menſchen ſei von einer Urſache angeordnet worden, die am Böſen Vergnügen gefunden. In dem phyſiſchen Theile des Menſchen entdecken ſie lauter Ordnung, Schönheit und Harmonie, die allerweiſeſten Abſichten und die vollkommenſte Uebereinſtimmung zwiſchen Mittel und Endzweck: lauter ſichtbare Beweiſe der göttlichen Weisheit und Güte. Aber in dem geſellſchaftlichen und ſittlichen Leben der Menſchen, ſo viel wir hier davon überſehen können, ſind die Spuren dieſer göttlichen Eigenſchaften ganz unkenntlich. Triumphirende Laſter, gekrönte Uebelthaten, verfolgte Unſchuld, unterdrückte Tugend ſind wenigſtens nicht ſelten; die Unſchuldigen und Gerechten leiden nicht ſeltener als die Uebelthäter; Meuterei gelingt ſo oft als die weiſeſte Geſetzgebung, und ein ungerechter Krieg ſo gut als die Vertilgung der Ungeheuer, oder jede andere wohlthätige Unternehmung, die zum Beſten des menſchlichen Geſchlechts gereicht: Glück und Unglück trifft Gute und Böſe ohne merklichen Unterſchied, müſſen alſo in den Augen dieſer Sophiſten wenigſtens ganz ohne Abſicht auf Tugend und Verdienſt unter die Menſchen vertheilt zu ſein ſcheinen. — Wenn ſich ein weiſes, gütiges und gerechtes Weſen um das Schickſal der Menſchen bekümmerte, und es nach ſeinem Wohlgefallen ordnete; würde nicht in der ſittlichen Welt

eben die weiſe Ordnung herrſchen, die wir in der phyſiſchen bewundern?

Zwar dürfte mancher ſagen: „Dieſe Klagen rühren blos von unzufriedenen Gemüthern her, denen es weder Götter noch Menſchen jemals recht machen können. Erfüllet ihnen alle ihre Wünſche, ſetzet ſie auf den Gipfel der Glückſeligkeit: ſie finden in den düſtern Winkeln ihres Herzens noch allemal Eigenſind und üble Laune genug, ſich über ihre Wohlthäter ſelbſt zu beklagen. In den Augen eines mäßigen und genügſamen Menſchen ſind die Güter dieſer Welt ſo ungleich nicht ausgetheilt, als man glaubt. Die Tugend hat mehrentheils eine innere Selbſtberuhigung zur Gefährtin, welche eine ſüßere Belohnung für ſie iſt als Glück, Ehre und Reichthum. Die unterliegende Unſchuld würde ſich vielleicht ſelten an die Stelle des Wüthrichs wünſchen, der ihr den Fuß auf den Nacken ſetzt; ſie würde das in die Augen fallende Glück nur allzutheuer durch innere Unruhen erkaufen müſſen. Ueberhaupt, wer mehr auf die Empfindungen der Menſchen Acht gibt als auf ihre Urtheile, der wird ihren Zuſtand lange ſo beklagenswerth nicht finden, als ſie ihn in ihren gemeinen Reden und Unterhaltungen machen.“ — So dürfte Mancher vorgeben, um die Wege einer weiſen Vorſehung in der Natur zu retten. Allein alle dieſe Gründe haben nur alsdann ein Gewicht, wenn mit dieſem Leben nicht alles für uns aus iſt, wenn ſich die Hoffnungen vor uns hin ins Unendliche erſtrecken. In dieſem Falle kann es, ja es muß für unſere Glückſeligkeit weit wichtiger ſein, wenn wir hienieden mit dem Unglück ingen, wenn wir Geduld, Standhaftigkeit und Ergebung in den göttlichen Willen lernen und üben, als wenn wir uns im Glück und Ueberfluß vergeſſen.

Wenn ich auch das Leben unter tauſend Martern endige, was thut dieſes? Hat nur meine Seele dadurch die Schönheit der leidenden Unſchuld erworben, ſo iſt ſie für alle ihre Pein mit Wucher bezahlt. Die Qual iſt vergänglich und der Lohn von ewiger Dauer. Aber was hält den ſchadlos, der unter dieſen Qualen ſein ganzes Daſein aufgiebt? und mit dem lezten Odem auch alle Schönheiten ſeines Geiſtes fahren läßt, die er durch dieſen Kampf erworben? Iſt das Schickſal eines ſolchen Menſchen nicht grauſam? Kann der gerecht und gütig ſein, der es ſo geordnet hat? — Doch geſezt: das Bewußtſein der Unſchuld hielte allen ſchmerzhaften Empfindungen, der Todesqual ſelbſt, die der Unſchuldige von den Händen ſeines Verfolgers leidet, das Gleichgewicht; ſoll denn jener Gewaltthäter, jener Beleidiger der göttlichen und menſchlichen Rechte ſo dahin fahren, ohne jemal aus der blinden Verſtocktheit, in welcher er gelebt, geriſſen zu werden, und vom Guten und Böſen richtigere Begriffe zu erlangen? ohne jemal gewahr zu werden, daß dieſe Welt von einem Weſen regiert wird, welches an der Tugend Wohlgefallen findet? Wenn kein zukünftiges Leben zu hoffen iſt, ſo iſt die Vorſehung gegen den Verfolger ſo wenig zu rechtfertigen als gegen den Verfolgten.

Unglücklicherweiſe werden Viele durch dieſe anſcheinenden Schwierigkeiten verführt, die Vorſehung zu leugnen. Das allerhöchſte Weſen, wahnen ſie, bekümmere ſich um das Schickſal der Menſchen gar nicht, ſo ſehr es ſich auch die Vollkommenheit ihrer phyſiſchen Natur hat angelegen ſein laſſen. Tugend und Laſter, Unſchuld und Verbrechen, wer ihm dienet und wer ihn läſtert, ſprechen ſie, ſeien dem allgemeinen Weltgeiſt vollkommen

gleich, und was dergleichen ſo lächerlicher als ſtrafbarer Meinungen mehr ſind, auf die man nothwendig gerathen muß, ſobald man den Weg zur Wahrheit verfehlt. Ich halte es für überflüſſig, meine Freunde, von dem Ungrunde dieſer Meinungen viele Worte zu machen, da wir alle verſichert ſind, daß wir unter Gottes Obhut ſtehen und das Gute von ſeinen Händen, ſo wie das Böſe nicht anders als mit ſeiner Zulaſſung empfangen.

Hingegen wiſſen wir einen ſicherern und leichtern Weg, uns aus dieſem Labyrinthe zu finden. In unſern Augen verläugnet das Sittliche ſo wenig als das Phyſiſche dieſer Welt die Vollkommenheit ihres Urhebers. So wie ſich in der phyſiſchen Welt Unordnungen in den Theilen, Stürme, Ungewitter, Erdbeben, Ueberſchwemmungen, Peſt u. ſ. w, in Vollkommenheiten des unermeßlichen Ganzen auflöſen: eben alſo dienen in der ſittlichen Welt, in dem Schickſale und den Begegniſſen des geſelligen Menſchen alle zeitliche Mängel zu ewigen Vollkommenheiten, vergängliches Ungemach zu dauerhafter Verbeſſerung, und die Leiden verwandeln ſich in bloße Uebungen, die zur Seligkeit unentbehrlich ſind. Das Schickſal eines einzigen Menſchen in ſeinem gehörigen Lichte zu betrachten, müßten wir es in ſeiner ganzen Ewigkeit überſehen können. Alsdann erſt könnten wir die Wege der Vorſehung unterſuchen und beurtheilen, wenn wir die ewige Fortdauer eines vernünftigen Weſens unter den einzigen, unſerer Schwachheit angeweſſenen Geſichtspunkt bringen könnten: aber alsdann ſeid verſichert, meine Lieben, würden wir weder tadeln noch murren, noch unzufrieden ſein: voll Bewunderung die Weisheit und Güte des Weltbeherrſchers verehren und anbeten.

Aus allen dieſen Beweisgründen zuſammen-

genommen, meine Freunde, erwächſt die zuverläſſigſte Verſicherung von einem zukünftigen Leben, die unſer Gemüth vollkommen befriedigen kann. Das Vermögen zu empfinden iſt keine Beſchaffenheit des Körpers und ſeines feinen Baues; ſondern hat ſeine Beſtandheit für ſich. Das Weſen dieſer Beſtandheit iſt einfach und folglich unvergänglich. Auch die Vollkommenheit, die dieſe einfache Subſtanz erworben, muß in Abſicht auf ſie ſelbſt von unaufhörlichen Folgen ſein, und ſie immer tüchtiger machen, die Abſichten Gottes in der Natur zu erfüllen. Insbeſondere gehört unſere Seele, als ein vernünftiges und nach der Vollkommenheit ſtrebendes Weſen, zu dem Geſchlechte der Geiſter, die den Endzweck der Schöpfung enthalten und niemals aufhören, Beobachter und Bewunderer der göttlichen Werke zu ſein. Der Anfang ihres Daſeins iſt, wie wir ſehen, ein Beſtreben und Fortgehen von einem Grade der Vollkommenheit zum andern; ihr Weſen iſt des unaufhörlichen Wachsthums fähig; ihr Trieb hat die augenſcheinlichſte Anlage zur Unendlichkeit, und die Natur beut ihrem nie zu löſchenden Durſte eine unerſchöpfliche Quelle an. Ferner haben die Seelen, als moraliſche Weſen, ein Syſtem von Pflichten und Rechten, das voller Ungereimtheiten und Widerſprüche ſein würde, wenn ſie auf dem Wege der Vollkommenheit gehemmt und zurück geſtoßen werden ſollten. Und endlich verweiſt uns die anſcheinende Unordnung und Ungerechtigkeit in dem Schickſale der Menſchen auf eine lange Reihe von Folgen, in welcher ſich alles auflöſt, was hier verſchlungen ſcheint. Wer hier mit Standhaftigkeit, und gleichſam dem Unglucke zum Trotz ſeine Pflicht erfüllt, und die Widerwärtigkeiten mit Ergebung in den göttlichen Willen erduldet;

muß den Lohn ſeiner Tugenden endlich genießen; und der Laſterhafte kann nicht dahin fahren, ohne auf eine oder die andere Weiſe zur Erkenntniß gebracht zu ſein, daß Uebelthaten nicht der Weg zur Glückſeligkeit ſind. Mit einem Worte: allen Eigenſchaften Gottes, ſeiner Güte, ſeiner Gerechtigkeit würde es widerſprechen, wenn er die vernünftigen und nach der Vollkommenheit ſtrebenden Weſen nur zu einer zeitlichen Dauer geſchaffen hätte.

Es dürfte Jemand von euch ſprechen: „Gut, Sokrates! du haſt uns gezeigt, daß wir uns eines künftigen Lebens zu getröſten haben; ſage uns aber auch, wo werden ſich unſere abgeſchiedenen Geiſter aufhalten? welche Gegend des Aethers werden ſie bewohnen? womit werden ſie ſich beſchäftigen? auf welche Art werden die Tugendhaften belohnt, und die Laſterhaften zu beſſerer Erkenntniß gebracht werden?“ — Wenn jemand mich dieſes fragt, ſo antworte ich: Freund! du forderſt mehr, als meines Berufs iſt. Ich habe dich durch alle Krümmungen des Labyrinths hindurch geführt und zeige dir den Ausgang; hier endigt ſich mein Beruf. Andere Wegweiſer mögen dich weiter führen. Ob die Seelen der Gottloſen werden Froſt oder Hitze, Hunger oder Durſt zu leiden haben, ob ſie in dem Acheruſiſchen Moraſte ſich herumwälzen, in dem düſtern Tartarus, oder in den Flammen des Periphlegethon ihre Zeit hinbringen müſſen, bis ſie geläutert werden; ob die Seligen auf einer von lauter Gold und Edelgeſtein blitzenden Erde die reinſte Himmelsluft einſaugen, und ſich in dem Glanze der Morgenröthe ſonnen, oder ob ſie in den Armen einer ewigen Jugend ruhen und ſich mit Nektar und Ambroſia futtern laſſen: alles dieſes, mein Freund! weiß ich nicht. Wiſ-

ſen es unſere Dichter und Fabellehrer beſſer: ſo mögen ſie andere davon verſichern. Es ſchadet vielleicht nicht, wenn gewiſſer Leute Einbildungskraft auf eine ſolche Weiſe beſchäftigt und angeſtrengt wird. Was mich betrifft, ſo begnüge ich mich mit der Ueberzeugung, daß ich unter göttlicher Obhut ſtehen werde, daß eine heilige und gerechte Vorſehung in jenem Leben, ſo wie in dieſem, über mich walte, und daß meine wahre Glückſeligkeit in den Schönheiten und Vollkommenheiten meines Geiſtes beſtehe: dieſe ſind Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Freiheit, Liebe, Wohlwollen, Erkenntniß Gottes, Beförderung ſeiner Abſichten und Ergebung in ſeinen heiligen Willen. Dieſe Seligkeiten warten meiner in jener Zukunft, wohin ich eile; und ein mehreres brauche ich nicht zu wiſſen, um mit getroſtem Muthe den Weg anzutreten, der mich dahin führt. — Ihr, Simmias, Cebes und übrige Freunde, ihr werdet mir folgen, ein jeder zu ſeiner Zeit. Mir winkt jetzt ſchon das unbewegliche Schickſal, wie etwa ein Trauerſpieldichter ſagen würde. Es iſt Zeit, daß ich in's Bad gehe; denn ich halte es für anſtändiger, nach dem Bade erſt das Gift zu mir zu nehmen, damit ich den Weibern die Mühe erſpare, meinen Leichnam zu waſchen. —

Als Sokrates ausgeredet hatte, ergriff Kriton das Wort und ſprach: Es ſei! was haſt du aber dieſen Freunden oder mir zu hinterlaſſen, das deine Kinder oder häuslichen Angelegenheiten angehet? Womit können wir dir zu Gefallen leben? — Wenn ihr ſo lebet, Kriton, ſprach er, wie ich euch längſt empfohlen habe. Ich habe nichts Neues hinzuzuthun. Wenn ihr für euch ſelbſt Achtung habt, ſo werdet ihr mir, den Meinigen und euch ſelbſt zu Gefallen leben, wenn ihr es

auch nicht verſprecht; vernachläſſigt ihr aber euch ſelbſt, und wollt der Spur nicht folgen, die euch heute und in vorigen Zeiten vorgezeichnet worden: ſo wird es nichts helfen, wenn ihr auch jetzt noch ſo viel zuſagt. — Kriton verſetzte: Wir werden mit allen Kräften ſtreben, dir zu gehorchen, mein Sokrates. Wie ſollen wir aber nach deinem Tode mit dir verfahren? — Wie ihr wollt, antwortete Sokrates: wenn ihr mich anders habt, und ich euch nicht entwiſche. Zu gleicher Zeit ſah er uns lächelnd an, und ſprach: Ich kann den Kriton nicht bereden, meine Freunde, daß derjenige eigentlich Sokrates ſei, der jetzt redet, und euch eine Zeit lang unterhalten hat; er glaubt immer noch, der Leichnam, den er bald wird zu ſehen bekommen, und der für jetzt nur meine Hülle iſt, das ſei Sokrates, und fragt, wie er mich begraben ſoll. Alle die Gründe, die ich bisher angeführt, zu beweiſen, daß ich ſobald das Gift gewirkt haben wird, nicht mehr bei euch bleiben, ſondern in die Wohnungen der Glückſeligen verſetzt werde, ſcheinen ihm eine bloße Erfindung, um euch und mich zu tröſten. Seid ſo gut, meine Freunde, und verbürgt nun bei'm Kriton das Gegentheil deſſen, was er bei den Richtern verbürgt hat. Er iſt für mich gut geweſen, daß ich, nicht entlaufen werde; ihr aber müßt ihm dafür ſtehen, daß ich mich, gleich nach meinem Tode, davon mache, damit er meinen Leichnam verbrennen oder in die Erde ſenken ſehe, und ſich nicht ſo ſehr betrübe, als wenn mir das größte Unglück widerführe. Er ſpreche auch bei meinem Leichenbegängniſſe nicht: man legt den Sokrates auf die Bahre, man trägt den Sokrates hinweg, man beerdigt den Sokrates. Denn wiſſe, fuhr er fort, mein werther Kriton, dergleichen Reden ſind nicht nur der Wahrheit zu-

wider, ſondern auch eine Beleidigung für den abgeſchiedenen Geiſt. Sei vielmehr getroſten Muths, und ſprich: mein Leichnam werde beerdigt. Im übrigen magſt du ihn beerdigen, wie es dir gefällt, und wie du glaubſt, daß es die Geſeze mit ſich bringen.

Hierauf ging er in ein benachbartes Gemach, um ſich zu waſchen. Kriton folgte ihm, und uns hieß er warten. Wir blieben, und unterhielten uns eines Theils mit dem, was wir gehört hatten, wiederholten, überdachten, und erwogen einige Gründe, um uns davon gehörig zu überzeugen; andern Theils aber beſchäftigte uns die troſtloſe Erwartung des großen Unglücks, das uns bevorſtand. Denn es kam uns nicht anders vor, als wenn wir unſern Vater verlören, und von nun an als Waiſen in der Welt leben müßten. — Als er ſich gewaſchen hatte, brachte man ihm ſeine Kinder (er hat ihrer drei, zwei kleine und ein erwachſenes); und ſeine Hausweiber traten zu ihm hinein. Er unterhielt ſich mit ihnen in Gegenwart des Kriton, ſagte ihnen, was er zu ſagen hatte, ließ die Weiber und Kinder hierauf weggehen, und kam wieder zu uns heraus. Es war gegen Sonnenuntergang; denn er hatte ſich etwas lange in dem Nebengemache verweilt. — Er ſetzte ſich nieder, ſprach aber ſehr wenig; denn bald darauf kam der Trabant der Eilfmänner, stellte ſich neben ihn und ſprach: „O Sokrates! ich werde an dir etwas ganz anders gewahr als an andern Verurtheilten. Sie pflegen ſich zu entrüſten und mir zu fluchen, wenn ich ihnen auf Befehl der Obrigkeit ankündige, daß es Zeit ſei, das Gift zu trinken; du aber ſchienſt mir ſchon ſonſt der gelaſſenſte und ſanftmüthigſte Mann zu ſein, der jemals dieſen Ort betreten, und jetzt ſcheinſt du mir vornehmlich alſo. Ich weiß gewiß, du biſt auch jetzo über

mich nicht ungehalten, ſondern über die (du kenneſt ſie!), die daran Schuld ſind. Du merkſt nun wohl, Sokrates! was für eine Botſchaft ich dir zu bringen habe. Gehab' dich wohl, und leide mit Geduld, was nicht zu ändern iſt.“ Er ſprach es, kehrte ſich ab und weinte. Sokrates ſah ſich nach ihm um, Und ſprach: Lebe du wohl, Freund, wir werden thun, was du verlangſt. Zu uns aber ſprach er: Was für ein rechtſchaffener Mann! er hat mich oft beſucht, auch ſich zuweilen mit mir unterhalten. Es iſt ein gar guter und ehrlicher Menſch: ſeht, wie aufrichtig er jetzt um mich weint! Allein, Kriton, wir müſſen ihm in der That gehorchen: laß das Gift herbringen, wenn es fertig iſt; wo nicht, ſo mag es dieſer zurecht machen.

Warum ſo eilig, mein Sokrates! verſetzte Kriton: ich glaube, daß die Sonne noch auf den Bergen ſcheint, und noch nicht untergegangen iſt. Andere pflegen, nach der Ankündigung, noch lange zu warten, bevor ſie den Gifttrank zu ſich nehmen, und vorher ſich gütlich zu thun, zu eſſen, zu trinken, auch wohl gar der Liebe pflegen. Wir können noch eine gute Weile verziehen. — Das mögen die thun, Kriton, antwortete Sokrates, welche jede Friſt für Gewinn halten; ich aber habe meine Gründe, das Gegentheil zu thun. Ich glaube nichts zu gewinnen, wenn ich verzögere, und würde mir nur ſelbſt lächerlich vorkommen, wenn ich mit dem Leben jetzt geizte und kargte, da es nicht mehr mein iſt. Thue mir immer meinen Willen!

Hierauf winkte Kriton dem Knaben, der neben ihm ſtand. Der Knabe ging hinaus, verweilte einige Zeit mit Zubereitung des Gifts, und brachte hierauf den Mann herein, der den Giftbecher in der Hand hatte, um ihn dem Sokrates zu reichen. Sokrates ſah

ihn kommen, und ſprach: Guter Mann, gieb her! Aber was muß ich dabei thun? du wirſt es wiſſen. „Nichts anders, antwortete dieſer, als nach dem Trinken auf und nieder gehen, bis dir die Füße ſchwer werden; ſodann legſt du dich nieder: dieſes iſt alles.“ Und hiermit reichte er ihm den Becher. — Sokrates nahm ihn, lieber Echekrates, mit ſolcher Gelaſſenheit, ohne Farbe oder Geſichtszüge im geringſten zu verändern, ſah den Menſchen mit ſeinen weit offenen Augen an, und ſprach: Was meinſt du? darf man den Göttern davon einige Tropfen zum Dankopfer vergießen? „Es iſt grade ſo viel als nöthig iſt,“ verſetzte dieſer. So mag es bleiben, erwiederte Sokrates. Aber ein Gebet kann ich doch an ſie richten: Die ihr mich rufet, ihr Götter! verleihet mir eine glückliche Reiſe! Mit dieſen Worten ſetzte er den Becher an, und leerte ihn ruhig und gelaſſen aus.

Bisher konnten ſich viele von uns noch der Thränen enthalten; als wir ihn aber anſetzen, trinken und ausleeren ſahen, da war es nicht mehr möglich. Mir ſelbſt tröpfelten nicht die Thränen, ſondern ergoſſen ſich wie in Strömen herunter, und ich mußte mir das Geſicht in den Mantel hüllen, um ungeſtört weinen zu können: nicht über ihn, ſondern über mich ſelbſt, daß ich das Unglück hatte, einen ſolchen Freund zu verlieren. Kriton, der ſich noch vor mir der Thränen nicht enthalten konnte, ſtand auf und irrte im Gefängniſſe umher: und Apollodorus, der die ganze Zeit mehrentheils geweint, fing damal an überlaut zu heulen und zu jammern, daß einem jeden das Herz davon brach. Nur Sokrates blieb unbewegt, und rief uns zu: Was macht ihr Kleinmüthigen? Deßwegen habe ich ja eben die Weiber weggeſchickt, damit

ſie hier nicht ſo klagen und winſeln möchten; denn ich habe mir ſagen laſſen, man müſſe ſuchen unter Segnungen und guten Wünſchen den Geiſt aufzugeben. Seid ruhig, und zeigt euch als Männer! — Als wir dieſes vernommen, ſchämten wir uns, und hörten auf zu weinen. Er ging auf und nieder, bis ihm die Füße ſchwer wurden, und legte ſich ſodann auf den Rücken, wie der Sklave ihm gerathen hatte. Bald darauf betaſtete ihn der Mann, welcher ihm das Gift gereicht, mit den Händen, und beobachtete ſeine Füße und ſeine Hüften. Er drückte ihm den Fuß, und fragte, ob er es fühlte? Nein, ſprach Sokrates. Er drückte ihm den Schenkel, ließ aber wieder los, und gab uns zu verſtehen, daß er kalt und ſteif ſei. Er betaſtete ihn wieder, und ſprach: Sobald er ihm an's Herz kömmt, wird er verſcheiden. — Nun fing ihm der Unterleib ſchon an kalt zu werden. Er deckte ſich auf, denn man hatte ihn zugedeckt, und ſagte zum Kriton (dieſes waren ſeine letzten Worte): Freund! vergiß nicht dem Gott der Geneſung einen Hahn zu bringen, denn wir ſind ihm einen ſchuldig. Kriton antwortete: Es ſoll geſchehen. Haſt du ſonſt nichts mehr zu hinterlaſſen? Hierauf erfolgte keine Antwort. Einige Zeit hernach bekam er Zuckungen. Der Mann deckte ihm vollends auf, und ſeine Blicke blieben ſtarr. Als Kriton es ſah, drückte er ihm Mund und Augen zu.

Dieſes war das Ende unſeres Freundes, o Echekrates, eines Mannes, der unter allen Menſchen, die wir kannten, unſtreitig der Rechtſchaffenſte, Weiſeſte und Gerechteſte geweſen.

Miniatur-Bibliothek
der
Deutſchen Claſſiker.

Neunzehnte Lieferung.

Anthologie aus Wieland.

Fünfter Theil.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mendelssohn, Moses,

Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele

Bd.: 1

Hildburghausen (1830)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Phil 2523 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11273505-5